Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, i der Expedition abgegeben werden.

Nr. 260. Mittwoch, den 5. November 1913. 20. Jahrg.

Zur Bürgerschaftswahl!

Am morgigen **Donnerstag abend** findet im **Gewerkschaftshaus** eine **Volksversammlung** statt, die sich mit den bevorstehenden Bürgerschaftswahlen zu beschäftigen hat. Reichstagsabgeordneter **Hildenbrand** wird über das Thema: **„Kommunalpolitik und Sozialdemokratie“** sprechen. Mit dieser Versammlung tritt die Sozialdemokratie offiziell in den Wahlkampf ein.

Parteigenossen und Genossinnen! Agitiert für einen Massenbesuch!

Hierzu eine Beilage und das „Wöchentliche Unterhaltungsblatt“.

Patriotische Absicht — drei Monate Gefängnis!

Wie es zugeht, wo Kanonen gegossen werden, zeigt der Krupp-Prozeß. Daß es nicht anders ist, wo man Kanonen ausprobiert, hat uns zur rechten Zeit der Prozeß um den Zossener Schießplatz bewiesen, der am Sonnabend mit der landesüblichen Verurteilung eines unbequemen Anklägers zu einer empfindlichen Gefängnisstrafe endete. Das Gericht hat den Schriftsteller Sebaldt unter ausdrücklicher Anerkennung seiner „patriotischen Motive“ zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, weil er sich in seiner Kampagne gegen die Terrainspekulanten des Zossener Schießplatzes in der Person geirrt hatte, welchen Irrtum er auch am Ende der Verhandlung offen eingestand.

Es steht also fest, daß der Geheime Kriegsrat Selle nicht derjenige Beamte des Kriegsministeriums ist, der seine amtliche Kenntnis der bevorstehenden Terrainkäufe dazu benutzt hat, Bauern, Fiskus und Steuerzahler zu prellen. Von formaljuristischem Standpunkt aus war damit das Interesse an den Ergebnissen der Beweisaufnahme erschöpft, und der Angeklagte, der, wie er selbst sagte, aufs Geratewohl einen Beamten herausgegriffen hatte, um endlich eine öffentliche Verhandlung zu erzwingen, war reif zur Verurteilung. Für die Oeffentlichkeit liegt aber die Sache anders als für das Gericht.

Nach der Verhandlung steht fest, daß die Grundstücke, die der Fiskus zur Anlegung des Zossener Schießplatzes benötigte, ihren Besitzern von Terrainspekulanten billig abgekauft und teuer an den Fiskus weiter verkauft wurden. Die Spekulanten, die den Kreisen der Wissenden angehörten, „verdienten“ an dem Geschäft Millionen; der Bürgermeister von Zossen allein, Dr. Wirth, mußte zugeben, daß er mit einem Vetter gemeinsam Terrains für 51 000 Mark gekauft und sie für 241 000 Mark an den Fiskus weiterverkauft hatte, wobei sein Beuteanteil mehr als 100 000 Mark betrug. Der Herr Bürgermeister, der nach seinen eigenen Angaben vor diesem Geschäft vollständig vermögenslos war, ist heute ein reicher Mann. Und ebenso wie er, haben verschiedene andere Personen, die in der öffentlichen Verwaltung stehen, Nutzen aus dem unsauberen Geschäft gezogen, das nur möglich war durch eine behördliche Indiskretion!

Auch der bekannte konservative Generalmajor a. D. v. Loebell sah sich genötigt, als Zeuge zu erklären: „Die Bauern, die um ihre wohlverdienten Gewinne gebracht wurden, tun mir aufrichtig leid. Es ist so zu erklären, daß die betreffenden Spekulanten Informationen erhalten haben müssen.“ Und der Senatspräsident Dr. Queck gab seinem Erstaunen darüber Ausdruck, daß ihm gerade jene Stücke seines Jagdgutes von Zwischenhändlern abgekauft wurden, die das Kriegsministerium, wie sich später herausstellte, besonders dringend brauchte. In einem Gespräch, das er mit Professor Hentig führte, war von den Spatzen die Rede, die gewisse Dinge von den Dächern pfeifen, und man kam zu der Ueberzeugung: „Hier ist nicht alles mit rechten Dingen zugegangen.“

Herrn v. Loebell tun die Bauern leid, die ihre Grundstücke für ein Fünftel dessen hergaben, was die Schieber nachher einsackten. Uns tun die deutschen Steuerzahler noch mehr leid, die den Zossener Schießplatz mit 17 Millionen ungefähr fünfmal überzahlen mußten. Die Leute, die unter Ausnutzung eines ihnen bekannt gewordenen amtlichen Geheimnisses jene Zwischenkäufe vornahmen, haben zu ihrem eigenen Vorteil das Reich um Millionen und Abermillionen geschädigt.

Aber noch sind die unterirdischen Verbindungen, die vom Kriegsministerium zu den Spekulanten führten, nicht aufgedeckt, und den „aus patriotischen Motiven“ unternommenen Versuch, sie bloßzustellen, hat der Schriftsteller Sebaldt mit drei Monaten Gefängnis zu büßen. Damit ist die verletzte preußische Rechtsordnung in ihrem schönen Gleichgewicht wieder hergestellt. Die Spekulanten behalten natürlich ihre unrechtmäßig erworbenen Reichtümer, und das Geschäft, das ja nicht in Zossen allein betrieben wurde und betrieben wird, kann weiter blühen!

Im allgemeinen bleibt es danach immer noch sicherer und einträglicher, im großen Sumpf der Korruption mitzuplätschern und fleißig im Trüben zu fischen, als gegen die Korruption Krieg zu führen. Man nehme einmal an, der Fall Krupp wäre von einem Journalisten in der Presse aufgedeckt worden, zweifellos hätte die Affäre mit einer schweren Verurteilung wegen Beleidigung geendet, denn irgend etwas hätte sich in seinen Angaben ja doch gefunden, das er, selbst wenn es richtig war, nicht bis zum Tipfelchen auf dem i beweisen konnte. Und wäre dieser Journalist ein Sozialdemokrat gewesen, dann wäre ja wohl auch der mildernde Umstand der „patriotischen Motive“ weggefallen, dem der Schriftsteller Sebaldt die gnädige Strafe von nur drei Monaten verdankt. (Der Staatsanwalt hatte neun beantragt!)

Aus solchen Erscheinungen kann der glückliche Bewohner des preußisch-deutschen Vaterlandes doch nur diese Lehre ziehen: Es ist zwar vieles faul im Staate Preußen, von Essen bis Zossen riecht es an vielen Orten nach Schmierseife — aber hüte dich, davon zu sprechen. Hüte dich, gegen Zustände anzukämpfen, die dem Wohl des Ganzen abträglich sind, du fliegst für deinen Patriotismus unbarmherzig ins Loch. Sieh den Schriftsteller Sebaldt, der für drei Monate ins Gefängnis muß, sieh den armen Pfarrer Stier, den sie fast zu Tode gehetzt haben, weil er die Interessen einer Gemeinde gegen Schieber und Schwindler mannhaft verteidigte, hüte dich, hüte dich!

Der Patriotismus findet nur dort Anerkennung, wo er spalierbildend wirkt! Gebärdet er sich kritisch, was bleibt von ihm? Eine Sozialdemokratie mit mildernden Umständen!

Der Hund knurrt, wenn man ihn beim Fraße stört. Genau so macht es auch der Kapitalismus, und er fragt nicht, ob die Schädiger seiner Profitinteressen sich Anarchisten oder Konservative, Christlichsoziale oder Sozialdemokraten nennen. Mensch, der du auch seist, geh nicht zu nahe heran, wo große Herren an vollen Schüsseln sitzen, sie könnten ungemütlich werden!

Herr Sebaldt kann im Gefängnis drei Monate lang darüber nachdenken, daß auch ein Patriot sich für die Küchengeheimnisse des Kapitalismus nicht allzu neugierig interessieren darf. Die Richter haben ihn verurteilt, nicht in Beugung des geschriebenen Rechts, im Gegenteil, ganz im Sinne der formalistischen Buchstabengerechtigkeit, der sie selber untertan sind. Aber das Rechtsgefühl des Volkes bäumt sich empört auf. Drüben im anderen Saal, wo der Krupp-Prozeß verhandelt wird, hört man Zeugen, die längst auf die Anklagebank gehören, anmaßende Reden führen, hier schleppt man einen ins Gefängnis, der die kapitalistische Korruption bekämpft.

Gerechtigkeit oder Klassenjustiz?

Politische Rundschau.

Deutschland.

Preußen hemmt die mecklenburgische Verfassung!

Wie die „Tägliche Rundschau“ von „unterrichteter Seite“ erfährt, hat die Frage der mecklenburgischen Verfassung bereits den Gegenstand eines Meinungsaustausches zwischen der Reichsleitung und der mecklenburgischen Regierung gebildet. Das Ergebnis dieses Meinungsaustausches war das, daß die Reichsleitung keine Geneigtheit zeigte, die mecklenburgische Verfassungsfrage durch die Reichsinstanzen lösen zu lassen. Der Gedankengang der maßgebenden Stellen ist dabei folgender: Wenn eine Verfassung aufgenötigt würde, so stünde nach der Reichsverfassung den Ständen das Recht zu, über die Rechtsgültigkeit des neuen Verfassungsgesetzes die Entscheidung des Bundesrats anzurufen. Der Bundesrat wäre gezwungen, falls eine gütliche Einigung nicht gelänge, ein Gutachten etwa des Reichsjustizamtes einzufordern und demgemäß seine Entscheidung zu treffen. Würde das Gutachten eine Gesetzwidrigkeit feststellen, so bliebe dem Bundesrat kein anderer Weg, als der der Reichsgesetzgebung, d. h., Bundesrat und Reichstag müßten sich über einen Verfassungsentwurf für Mecklenburg einigen. Bei der heutigen Zusammensetzung des Reichstags wäre nun die Möglichkeit gegeben, daß ein Verfassungswerk zustandekäme, das die mecklenburgischen Regierungen ablehnen müßten, da es nicht an geschichtliche Entwicklungen anknüpfte, sondern auf demokratischer Grundlage aufgebaut wäre. Auf diese Weise würden die Schwierigkeiten ins Ungemessene vermehrt werden. Man ist daher von dem Gedanken, das Reich mit hineinzuziehen, vollständig abgekommen.

Der Reichskanzler wollte offenbar kein Präjudiz geschaffen wissen, damit nicht auch einmal Preußen auf dem Umweg über den Reichstag zu einem anständigen Wahlrecht kommt. Preußen will nicht — deshalb muß die mecklenburgische Regierung sich dem Diktum eines ausgesucht frechen Junkertums fügen.

Nationalliberale für ein Zuchthausgesetz.

Der bekannte Vertreter der Unternehmerinteressen, Landtagsabgeordneter Hirsch-Essen, referierte auf einer Tagung des nationalliberalen Zentralkomitees für Rheinland und Westfalen über den Schutz der Arbeitswilligen. Die Versammlung nahm folgende Resolution an:

„Das nationalliberale Zentralkomitee der Provinz Westfalen hält eine gesetzliche Regelung des stärkeren Schutzes der Arbeitswilligen für ein dringendes Erfordernis. Die Erfahrungen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, insbesondere beim letzten großen Bergarbeiterausstand, haben gezeigt, daß unter den gegenwärtigen Rechtszuständen alle nicht sozialdemokratisch organisierten Arbeiter einem unerträglichen Drucke einer radikalen Minderheit schutzlos preisgegeben sind. Das freie Recht der Arbeitsbetätigung ist eine notwendige Voraussetzung der Koalitionsfreiheit. Im gemeinsamen Interesse der Arbeitgeber sowie der Arbeitnehmer erhofft daher die nationalliberale Partei Westfalens von der in Wiesbaden eingesetzten Kommission unserer Reichstagsfraktion die baldige Förderung der Lösung einer immer brennender werdenden Frage.“

Die rheinisch-westfälischen Nationalliberalen sind stets rücksichtslose Scharfmacher gewesen; sie fühlten sich sogar dazu verpflichtet, denn ihre Geldgeber waren und sind auch jetzt noch die Gewaltigen der Schwerindustrie. Daß sie aber ihr Verlangen so offenstellen, das deutet darauf hin, daß die in Wiesbaden eingesetzte Kommission der Fraktion jedenfalls empfehlen wird, künftig dem konservativen Zuchthausgesetz-Antrag zuzustimmen.

Die preußischen Polen im Ausland.

In Winterswyk, einem Städtchen, das unmittelbar an der deutschen Grenze gelegen ist, haben die preußischen Polen am Sonnabend und Sonntag ihren Kongreß abgehalten. Man schätzte die Zahl der Besucher auf etwa 1100, die allerdings zum größten Teil aus Rheinland-Westfalen erschienen waren. Die alldeutsche Presse hatte bis in die letzten Tage noch versucht,

die holländische Regierung zu veranlassen, den Kongreß zu verbieten, fand aber dort keine Gegenliebe. Unter den Gegenständen, die verhandelt worden sind, stand an erster Stelle die Organisation, als deren Vorbedingung die Herstellung der Einigkeit unter allen Polen bezeichnet wurde. Man sprach dann noch über Jugendorganisation und über die Lage der polnischen Frauen und schließlich über die Seelsorge der Polen in den rheinisch-westfälischen Gebieten. Verlangt wurde, daß den dort wohnenden Polen polnische Priester zur Verfügung gestellt werden.

Wucherzölle und Geburtenrückgang.

Der Oberverwaltungsgerichtsrat a. D. v. Horn, der Sohn eines früheren preußischen Oberpräsidenten, hat ein Buch über die Ostmarkenfrage erscheinen lassen, in dem er auch auf den Geburtenrückgang zu sprechen kommt. Er sagt da u. a.:

„Hauptsächlich ist aber an der Verminderung der Geburten die unausgesetzt zunehmende Lebensverteuerung schuld, die es allen Klassen der Bevölkerung mit Ausnahme der reichsten und der ärmsten erschwert oder unmöglich macht, eine größere Zahl von Kindern ihrem — der Eltern — Stande entsprechend zu erziehen. Da nichts geschieht, um die allgemeine Lebensverteuerung, die übrigens nicht durch die Landwirtschaft herbeigeführt ist, planmäßig in ihrer ganzen Ausdehnung zu bekämpfen, so ist nicht zu hoffen, daß sich die Geburtenziffer der deutschen Bevölkerung wieder in nennenswertem Maße heben wird."

Die Ursache der Verteuerung des Lebensunterhalts ist in den Wucherzöllen zu erblicken, die nicht beseitigt, sondern mindestens in ihrer jetzigen Höhe beibehalten werden sollen. Statt daß die Regierung den Ursachen zu Leibe geht, sucht sie mit allerhand Polizeimaßnahmen dem Geburtenrückgang zu steuern, ein Beginnen, das als völlig verfehlt bezeichnet werden muß.

Die Deimlingsche Hetzrede.

Wie schon kurz berichtet, hielt der Kommandeur des 15. Armeekorps, General v. Deimling, auf dem Truppenübungsplatz in Hagenau bei Straßburg im Elsaß nach einer Reservistenübung eines Artillerie-Regiments eine auffällige Hetzrede, deren Wortlaut jetzt unserm Straßburger Parteiblatt von einem Teilnehmer an der Reservistenübung übermittelt wurde. Der General sagte:

„Für das, was ich heute gesehen habe, muß ich Euch die größte Anerkennung aussprechen; vor allem dafür, daß Ihr in 14 Tagen mit den neuen Einrichtungen im Material ausgebildet seid. Wie ich erfahren habe, habt Ihr Euch gut geführt. Wie Ihr wohl wißt, sind wir Deutsche verschiedentlich von Feinden umgeben, die sich nicht scheuen werden, in einem gegebenen Moment über uns herzufallen. Wenn Ihr dann so in Stellung seid wie heute, dann sollen mal die Franzosen kommen. Ich bin mir bewußt, daß der Moment einmal kommen wird. Wann er kommen wird, das weiß man nicht; aber kommen wird er. Er muß kommen aus Naturnotwendigkeit. — Ihr werdet nun morgen entlassen. Zieht nicht, wenn Ihr den Soldatenrock auszieht, gleich die gute Gesinnung damit aus, damit Ihr, wenn einst das Vaterland ruft, bereit seid."

Die Rede wurde mit einem Kaiserhoch geschlossen. — Wenn ein französischer General ähnliche unqualifizierbare Säbelrasselei getrieben hätte, würde die alldeutsche Presse rasch eine deutsche amtliche Abkühlung des hitzigen Redners fordern. Wir haben bisher nicht gehört, daß die deutsche Regierung dem General Deimling mehr Reserve anempfohlen hätte.

Landtagswahl im Herzogtum Altenburg.

Im Kreise des von Altenburg verzogenen Genossen Dikreiter fand am Montag eine Nachwahl statt, die wiederum zum Siege des sozialdemokratischen Kandidaten führte. Es handelt sich um einen ganz sicheren sozialdemokratischen Kreis. Auf die Sozialdemokratie entfielen 1671, auf den Gegner 438 Stimmen.

Die bayerische Königsmacherei perfekt.

Der Reichsrat erledigte am Dienstag vormittag in einer halben Stunde die Königsvorlage. Ein Teil der feudalen Legitimisten hatte sich beurlauben lassen, einige enthielten sich der Abstimmung. Alle Abstimmenden stimmten für die Vorlage. Eine Debatte fand nicht statt. Crailsheim, der frühere Ministerpräsident, referierte. Er erinnerte an die früheren Widerstände gegen die jetzige Vorlage, machte von der jetzt herrschenden Einigung, die Regentschaft durch Proklamation statt durch Verfassungsänderung zu erledigen, Mitteilung und hob hervor, daß auch die Sozialdemokraten jede persönliche Spitze gegen den Regenten ausgeschaltet hätten. Der Referent deklarierte das Gesetz schroff im Sinne des Gottesgnadentums und unterstrich bedeutsam, daß die Zustimmung des Landtags zur Beendigung der Regentschaft erst nachträglich, nachdem der Regent sich zum König proklamiert hat, eingeholt zu werden braucht. So wird denn auch diese überflüssige Formalität, die Zustimmung des Landtags, erst am Freitag erfolgen, während schon am Mittwoch die Proklamation des neuen Königs verkündet wird. Die amtliche Veröffentlichung des Gesetzes ist schon Dienstag abend erfolgt.

Die Liberalen sind also von Herrn v. Hertling düpiert worden, als sie die Mitwirkung des Parlaments bei der Regentschaftsbeendigung forderten und sich mit den ausweichenden Antworten des Ministerpräsidenten begnügten. Es wäre mithin eine ganz gerechte Strafe, wenn, wie in parlamentarischen Kreisen verlautet, der Führer der Liberalen, Herr Cassemann, demnächst geadelt werden soll. Herr Cassemann war übrigens als Referent des Etats des Auswärtigen am Dienstag mit dem Korreferenten im Schlosse des Königs Otto, um sich von dessen unheilbarer Geisteskrankheit persönlich zu überzeugen.

Der bayrische Landtagsschulmeister v. Orterer

soll in den Reichsrat berufen werden. Mit was dieser brave Zentrumsmann, der seit Jahren in den Landtagsverhandlungen präsidierte, diese Erhöhung verdient hat, wird nicht gesagt; aber es kann sich nur um den Dank für seine Bemühungen bei der Königsmacherei handeln.

Italien.

Nach dem endgültigen Ergebnis sind bei den 101 Kammerstichwahlen gewählt: 52 Ministerielle, 17 Radikale, 5 Republikaner, 2 reformatorische Sozialisten, 19 radikale Sozialisten und 6 Katholiken. Die Sozialisten haben also nunmehr 55 Kammermandate. Außerdem sind gewählt: 3 wilde Sozialisten, 2 Syndikalisten und 23 Reformisten. Zum erstenmal seit zehn Jahren ist in Mailand wieder eine überwiegende sozialistische und radikale Vertretung, nämlich drei Sozialisten, zwei Radikale und ein Konstitutioneller, in die Kammer gewählt worden, während Mailand in den letzten Legislaturen hauptsächlich durch Klerikal-Konstitutionelle vertreten war. Man erwartet, daß der Gemeinderat, der den letzteren angehört, nach diesem Ausfall der politischen Wahlen seine Demission geben wird. Etwas Ähnliches dürfte in Turin eintreten, wo die Wahlen ähnlich ausgefallen sind wie in Mailand und der Gemeinderat ebenfalls konservativ ist.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, 5. November.

Die Anmeldungen zur Wählerliste der Ortskrankenkasse veranlassen eine größere Anzahl unserer Leser zu Anfragen bei uns; wir teilen daher zu diesem Kapitel folgendes mit: Auf Beschluß des Bundesrats und Verfügung des Reichskanzlers sind zu den jetzt in ganz Deutschland stattfindenden Wahlen zu den Ortskrankenkassen auch alle diejenigen Personen wahlberechtigt, die ab 1. Januar 1914 durch die Reichsversicherungsordnung **neu** in die Krankenversicherungspflicht einbezogen werden. In Betracht kommen dabei folgende Gruppen: Gehilfen und Lehrlinge in Apotheken, Bühnen- und Orchestermitglieder, Lehrer und Erzieher an nicht öffentlichen Schulen und Anstalten, soweit bei all diesen Personen der Jahresarbeitsverdienst 2500 Mark nicht übersteigt. Ferner Handlungsgehilfen, Betriebsbeamte, Werkmeister und Angestellte in ähnlich gehobener Stellung mit einem Jahresverdienst von über 2000 Mark bis 2500 Mark, endlich die unständig Beschäftigten, die Hausgewerbetreibenden, sowie alle Arbeiter, Gehilfen usw., die in nicht gewerbsmäßig sich vollziehenden Betrieben und im Privathaushalt beschäftigt sind, z. B. Vereinsboten, Tagesmädchen, Hausdamen usw.

Es ist also ein Hafenarbeiter (unständig Beschäftigter), der jetzt noch einer freien Hilfskasse angehört, **wahlberechtigt**, weil die „unständig Beschäftigten" **neu** in die Versicherungspflicht einbezogen worden sind, dagegen ist ein Buchdrucker, der jetzt noch einer freien Hilfskasse angehört, nicht wahlberechtigt, weil die Buchdrucker, wie alle Gewerbegehilfen und Fabrikarbeiter schon längst der Krankenversicherungspflicht unterstehen. Oder z. B. ein Werkmeister ist von seiner Firma bei der Ortskrankenkasse abgemeldet worden, weil sein Verdienst 2000 Mark pro Jahr überstieg; er ist wahlberechtigt, da das neue Recht die Höchstsumme des Jahresarbeitsverdienstes von 2000 Mark auf 2500 Mark erhöht hat. Selbstverständlich können derartige Feststellungen, ob jemand wahlberechtigt ist, nicht erst am Wahltage vorgenommen werden, sondern es ist nötig, daß die Betreffenden sich vorher in die Wählerlisten aufnehmen lassen. Sie bekommen dann einen Ausweis über ihre Wahlberechtigung, mit dem sie sich bei der Wahl legitimieren können. Wir empfehlen daher allen, die **neu** in die Krankenversicherung eintreten werden, sich bis zum 13. November in der Zeit von 9—1 Uhr vormittags und von 3—7 Uhr nachmittags im Hause der Ortskrankenkasse, Mengstraße 28, zur Aufnahme in die Wählerlisten anzumelden. Sie bringen am besten eine Bescheinigung ihres derzeitigen Arbeitgebers bei.

Wie haben sich nun die jetzt schon der Ortskrankenkasse angehörenden Personen zu verhalten? Wenn sie wollen, können sie sich auch zur Aufnahme in die Wählerliste anmelden und sich den Wahlberechtigungsschein holen. Sein Mitgliedsbuch muß aber dennoch jeder Wähler zur Legitimation mitbringen. Aus naheliegenden Gründen können alle 24 000 großjährigen Mitglieder der Ortskrankenkasse dies aber nicht ausführen. Das Lübecker Adreßbuch weist 100 Meier mit i und 200 mit y auf und ähnlich liegt die Sache mit Möller und Müller. Wie leicht können da bei den Wahlhandlungen Verwechslungen vorkommen. Auch soll die Wahl erst 4 Wochen nach Abschluß der Wählerlisten stattfinden. In dieser Zeit sind schon wieder Hunderte von Mitgliedern neu gemeldet und andere abgemeldet. Die Wahlhandlung setzt deshalb fest, daß auch ohne Wahlausweis jemand wählen kann, der in einer, **sämtliche** Mitglieder des Wahlausschusses überzeugenden Weise seine Wahlberechtigung nachweisen kann. Der beste Ausweis für alle Mitglieder der Ortskrankenkasse ist demnach das Mitgliedsbuch. Freiwillige Mitglieder können durch ihre gestempelte Beitragszahlung ihre Wahlberechtigung dokumentieren; Pflichtmitglieder aber müssen sich von ihrem Arbeitgeber den auf Seite 35 befindlichen Vordruck ausfüllen lassen und sie sind genügend legitimiert. — Die Arbeitgeber wählen im Kassenlokal, die dort befindlichen Beitragskonten weisen die Wahlberechtigung sowie die Stimmenanzahl nach. Bemerken wollen wir noch, daß das Geschlecht bei der Wahl keinen Unterschied macht, wohl aber muß der oder die Wählende das 21. Lebensjahr vollendet haben.

Die Mitgliederversammlung des Sozialdemokratischen Vereins, die gestern abend im Gewerkschaftshaus tagte, stellte als weiteren Kandidaten für die Bürgerschaftswahlen in der ersten Klasse den Genossen Asmus Beeck auf. Dann hielt Genosse P. Löwigt einen beifällig aufgenommenen Vortrag über das Thema „Monarchie oder Republik". Redner führte einleitend aus, daß es bezeichnend wäre, wie in der gegenwärtigen Zeit, da Arbeitslosigkeit und Elend weite Kreise der Bevölkerung heimsuche, die bürgerliche Presse angefüllt sei mit spaltenlangen Berichten über den monarchischen Spektakel, der sich in Braunschweig und Bayern abspiele. Dieses für patriotisch ausgegebene Geschrei solle aber auch dazu dienen, dasjenige zu vertuschen, was als markante aber schlimme Begleiterscheinungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung anzusehen ist. Obendrein erdreiste sich die bürgerliche Presse vom Schlage des Amtsblattes noch, die Arbeitslosen als Arbeitsscheue zu beschimpfen. Das Gottesgnadentum ist noch niemals so diskreditiert worden, als es durch die jüngsten Königs- und Herzogsmacher in Deutschland geschehen ist. Man habe dabei deutlich erkennen können, wie die Gnade Gottes von den Menschen in willkürlichster Weise korrigiert und nach den Bedürfnissen gewisser Kreise geformt wird. Redner geht dann im einzelnen auf die verschiedenen Arten der monarchischen Staatsform, die absolute und die konstitutionelle ein. Er zeigt dabei, wie unsinnig die Erblichkeit der Krone ist. Während man sogar von jedem kleineren Beamten einen Nachweis seiner Befähigung verlange, übertrage man die höchste Regierungsgewalt ohne Rücksicht auf dessen Tüchtigkeit dem Nachkommen eines Monarchen, ob er geistesschwach sei oder nicht. Mit 18 Jahren könne ein derartiger junger Mann schon regieren, obwohl sonst immer von den Staatserhaltenden betont wird, daß die politische Reife, die zur Ausübung des Reichstagswahlrechts erforderlich sei, erst mit mindestens 25 Jahren erworben werde. Gegen die Erblichkeit der Krone waren auch bedeutende Staatsmänner und Gelehrte wie Moore und Thomas Paine. Letzterer sprach sich dahin aus, daß der Mensch kein Recht hat über die Nachwelt, und deshalb hat auch kein Mensch noch Verein das Recht, noch können sie es haben, eine erbliche Herrschaft einzusetzen. Alle erbliche Herrschaft ist ihrer Natur nach Tyrannei, ein erblicher Thron, eine erbliche Krone oder welchen phantastischen Namen man dem Ding noch geben mag, läßt keine andere Auslegung zu als daß die Menschen erwerbbares Eigentum seien. Eine Regierung erben können, heißt die Menschen erben, als wären sie Rindvieh oder Schafe. Es gibt keine lächerlichere Figur, als die erbliche Monarchie in jeder Beziehung darbietet. Redner streift noch kurz die durch die Standesheiraten erfolgende Inzucht der Monarchen mit ihren degenerierenden Folgen und dem Ertöten des höchsten Gefühls, der echten Liebe. Dafür suchen sich manche von ihnen durch Befriedigung ihres Liebesbedürfnisses außerhalb der Ehe schadlos zu halten, wie geschichtliche Beispiele beweisen, die von Ausschweifungen aller Art zeugen, die von den Gottesgnädlingen begangen wurden. Auf die jüngsten Vorkommnisse in Bayern und Braunschweig eingehend, erörterte der Referent die Frage, inwieweit Gottes Gnade oder die Menschen selbst dabei mitgewirkt haben. Was in Bayern gemacht wird, ist nichts anderes als die Revolution von oben. Das hat auch der Zentrumsführer Lerno zugegeben, der sagt: „Wenn man den geisteskranken König absetzen wollte, so wäre das die Revolution von oben, die gemacht würde zum Wohlgefallen der Revolution von unten. Die Sozialdemokraten würden das mit großer Freude begrüßt haben und würden sagen: Nun können wir in späteren Fällen das ebenfalls anwenden und wir setzen den König auch ab." Wenn sich auch das Zentrum inzwischen anders besonnen hat, so wird das Volk doch sicherlich einmal die von Lerno angedeuteten Schlußfolgerungen aus den heutigen Vorkommnissen ziehen. Bayern hat demnächst zwei Könige; es ist fraglich, welcher nun der rechte von Gottesgnaden ist. Vielleicht ist die Gnade Gottes geteilt worden und es heißt halbpart. In Braunschweig kam der Sohn des Herzogs von Cumberland, der noch vor kurzem als Reichsfeind von den Alldeutschen verschrieen wurde, auf den Thron, weil er der Schwiegersohn des Kaisers wurde. Das Volk hat man nicht gefragt. Der braunschweigische Minister Hartwieg, der noch vor wenigen Jahren von den Cumberländern nichts wissen wollte, behauptete jetzt beim Einzug des Herzogspaares, daß das langjährige Hoffen und Sehnen des braunschweigischen Volkes nunmehr erfüllt sei. Dieses Verhalten kennzeichne unsere „Patrioten". Das Volk Braunschweigs hat in einer machtvollen Versammlung am Sonntag deutlich erklärt, daß es von ihm abgelehnt wird, von Fürsten geerbt zu werden; es ist für die Republik. Redner geht dann auf die republikanische Staatsform ein, die vernünftiger als die monarchische ist, weil sie den Tüchtigen an die Spitze stelle und das Volk mit zum Träger der Staatsgewalt mache. Daß die gegenwärtig bestehenden „kapitalistisch regierten" Republiken nicht unser Ideal seien, ist selbstverständlich, spreche aber nicht gegen die republikanische Staatsform an sich. Außerdem wäre die republikanische Staatsform weit billiger als die monarchische, wie Redner ziffernmäßig nachweist. Die Rückkehr zur republikanischen Staatsform sei in den letzten 50 Jahren in Mexiko, Frankreich, Portugal und China erfolgt. Es sei nicht anzunehmen, daß diese erfreuliche Entwicklung zum Stillstand kommen werde. Eine widerliche Begleiterscheinung des monarchischen Systems ist auch der überall zu beobachtende Byzantinismus und der Servilismus, den man fälschlich zum Patriotismus stempeln möchte. Die Sozialdemokratie tritt grundsätzlich für die vernünftigere und gerechtere Staatsform, die Republik, ein. Das zu betonen und dafür zu wirken, sei gerade in der heutigen Zeit notwendig. — An den Vortrag schloß sich eine kurze Diskussion, in der es kritisiert wurde, daß es noch immer Arbeiter gibt, die sich beim hurrapatriotischen Rummel als Statisten gebrauchen lassen. Nachdem noch auf die Hildenbrand-Versammlung vom Vorsitzenden hingewiesen und die Genossen, welche Parteitagsprotokolle bestellt haben, aufgefordert wurden, diese abzuholen, erfolgte Schluß der Parteiversammlung.

Nach der Polizei schreit auf der Eselswiese des Amtsblattes irgend ein anonymer „nationaler" Philister, weil es angeblich in der Nacht zum 26. Oktober im Gewerkschaftshause und vor demselben bei einem Balle sehr lebhaft zugegangen sein soll. Der Mann, der sich als völlig unberufener Wortführer der Nachbarschaft des Gewerkschaftshauses aufspielt, wehklagt, „daß der Lärm den Bewohnern der Umgebung des Lokals für diese Zeit den Schlaf rauben muß, den der arbeitsfreudige und pflichteifrige Mensch nicht entbehren kann, wenn er am nächsten Tage mit der gewohnten Gründlichkeit und Freudigkeit seiner Beschäftigung nachgehen will." Ist es schon auffällig, daß dieser Arbeitsfreudige anderthalb Wochen brauchte, um seine Entrüstung zu Papier zu bringen — was allerdings auf die von ihm behauptete „Gründlichkeit" schließen läßt —, so berührt es noch viel merkwürdiger, daß er gerade am Sonntag seinem Pflichteifer die Zügel schießen lassen wollte, denn das von ihm so unliebsam empfundene Vergnügen im Gewerkschaftshause fand nach seiner eigenen Angabe am Sonnabend statt. Wenn man das alles in Betracht zieht, so bleibt von dem ganzen Geschreibsel nichts als eine kleine Denunziation gegen das den Spießern verhaßte Gewerkschaftshaus und die dort verkehrenden organisierten Arbeiter übrig. Warum empfindet der Brave denn nicht auch den Lärm als lästig, den man nach „patriotischen" Festen so häufig beobachten kann. Vielleicht macht er da sogar recht wacker mit. Wir sind gewiß die letzten, die in solchen Fällen ein Eingreifen der Polizei wünschen, aber nötiger wäre dies gewiß, als bei Arbeitervergnügungen. Daß die „Lübeckischen Anzeigen" den Ruf nach der Polizei gegen die Arbeiter ausdrücklich unterstützen, ist ja selbstverständlich. Das entspricht so recht ihrem so häufig von uns gekennzeichneten schäbigen arbeiterfeindlichen Charakter, der in der Pickelhaube der Weisheit letzten Schluß sieht.

Lehrer und Einheitsschule. In dem Jahresbericht des Lübecker Lehrervereins, der am 1. November erstattet wurde, ist die Bemerkung enthalten, daß die Volksführer den Gedanken der nationalen Einheitsschule aufgegeben hätten, während die Volksschullehrer ihn unter Kämpfen und Dulden ins 20. Jahrhundert hinüber gerettet haben. Das klingt gewiß sehr schön, nur muß festgestellt werden, daß wenigstens in Lübeck von den Volksschullehrern nicht viel getan worden ist, um die Einheitsschule hier einzuführen. In der Bürgerschaft sind derartige Anträge von der Lehrerschaft noch nie eingebracht worden, und wenn die Sozial-

demokratie Forderungen in dieser Richtung erhob, dann gaben die in unserem Vierklassenparlament sitzenden Lehrer nicht einmal ihre Zustimmung dazu, sondern ließen es meistens bei einigen wohlwollenden Bemerkungen bewenden. Diesem Verhalten entspricht auch die Tatsache, daß die große Mehrheit der hiesigen Lehrer Schulter an Schulter mit den Reaktionären der verschiedensten Richtungen die einzig wahre Förderin der Einheitsschule, die Sozialdemokratie, bekämpft.

b. **Schöffengericht** am 4. November. Wer eine Liebste hat, muß ihr auch Geschenke machen. Das kostet meistens Geld. Auf billigere Art wußte sich ein junger Handlungsgehilfe gern gesehene Aufmerksamkeiten zu verschaffen. Er suchte sich für 50 Mk. Mitnehmenswertes aus dem reichhaltigen Warenlager seines Chefs aus und beglückte damit sein Mädchen oder verschönte seine Bude. Das war ein gefährliches Unternehmen; es brachte ihn um seine Stellung mit 150 Mk. Monatsgehalt und führt ihn jetzt 4 Wochen ins Gefängnis. — Übertretungen eines Kahnschiffers. Auf den Hafenmeister ist der Kahnschiffer H. schlecht zu sprechen. Als dieser ihn auf notwendige Schutzmaßnahmen aufmerksam machte, wurde H. ungemütlich. Es fehlte der vorschriftsmäßige Landsteg mit Querleisten, auch war die Bremsvorrichtung an der Winde nicht so in Ordnung, wie es zum Schutze der Hafenarbeiter gefordert werden muß. Als der Hafenmeister dann noch die Unfallberufsgenossenschaft erwähnte, war es mit der Ruhe des Kahnschiffers vorbei, er machte einen Heidenkrach, daß die Leute ringsum stehen blieben. Die Annahme des Revisionsscheines verweigerte H., erklärte rundweg, die Berufsgenossenschaft habe ihm schon genug Geld aus der Tasche gezogen und der Hafenmeister habe ihm überhaupt nichts zu sagen. Da H. die Vorschriften nicht befolgte, wurde er in 30 Mk. Geldstrafe genommen, gegen die er erfolglos Berufung einlegte. Die Strafe wurde sogar noch um 10 Mk. erhöht. — Des Liedes Ende. Vor einiger Zeit wurde der Arbeiter K. zu einer Geldstrafe verurteilt, weil er seine Frau mit Totstechen bedroht hatte. Streitigkeiten waren schon länger vorhanden, sie führten auch zur Einleitung eines Ehescheidungsverfahrens. Nun erfuhr der Ehemann nachträglich, daß sich seine Frau einem Mitbewohner gegenüber geäußert habe, sie werde in der betreffenden Nacht ihren Mann erschießen, falls er wieder Ungehöriges von ihr verlange. Er suchte vor Gericht Wiedervergeltung zu üben. Die Ehefrau K. wurde jedoch freigesprochen, da die Drohung, als sie zur Kenntnis des Ehemanns gelangte, ganz ohne Wirkung und Bedeutung war. Der Staatsanwaltschaftsvertreter hatte 25 Mk. Geldstrafe beantragt. — Einen kleinen herrenlosen Reisekorb mit Kleidungsstücken im Werte von 90 Mk. fand der Maurer A. auf der Fahrt von Waldhusen nach Travemünde. Er lieferte den Fund aber nicht ab, sondern packte zu Hause den Korb aus und behielt, was er brauchen konnte, für sich oder verkaufte es, wenigstens kann er über den Verbleib nichts Stichhaltiges anführen. Nur ein Anzug ist heute noch vorhanden. Wegen Unterschlagung, die H. mit Arbeitslosigkeit und Krankheit entschuldigt, wird er zu 1 Monat Gefängnis verurteilt. Mit einer bereits erkannten Strafe von 1 Monat 2 Wochen wegen Körperverletzung, Hausfriedensbruchs und Sachbeschädigung beträgt die Strafe nun 2 Monate und 1 Woche. — Wegen Unterhaltsentziehung war der Arbeiter A. in 15 Mk. Polizeistrafe genommen worden, gegen die er Einspruch erhebt. Die Armenanstalt brachte seinen epileptischen Knaben in die Bodelschwinghsche Anstalt zu Bielefeld, wofür sie jährlich 500 Mk. zahlen muß. A. wurde zuerst aufgegeben, wöchentlich 8 Mk. zu den Kosten beizutragen, doch wurde dieser Betrag später auf 5 Mk. festgesetzt. Auch dieses war ihm zu viel, er erklärte dem Inspektor, nur 3 Mk. bezahlen zu können, da er selbst oft krank und arbeitslos sei. Zurückgewiesen wird von der Armenanstalt selbst der kleinste Betrag nicht, A. unterließ es jedoch, einen solchen zu überweisen, ja er gab sogar seine Arbeit auf, als der Lohn gepfändet werden sollte. Der Einspruch wurde verworfen. Das Gericht hatte erwogen, ob nicht eine empfindlich höhere Strafe ausgesprochen werden sollte. Es sah von einer solchen nur wegen des kranken Zustandes des Mannes ab. — Ein schlagbereiter Knecht. In eine Schlägerei in der Schultzschen Gastwirtschaft zu Kurau lübschen Anteils mischte sich der Knecht D. Dabei wurden drei Stühle und ein Tischbein zerschlagen. Der Angeklagte wurde beobachtet, wie er ohne Grund den nächstbesten Stuhl ergriff und gewaltsam zertrümmerte. Als der Wirt mit dem Gummischlauch Ordnung schaffen wollte, zog sich D. zurück und rief ihm weit vom Schuß zu, er solle mal herkommen. Dazu lag keine Ursache vor, wohl aber zur Anzeige wegen Sachbeschädigung, die heute 20 Mk. Geldstrafe kostet. — Verletzung des Berufsgeheimnisses wurde einem Arzt zur Last gelegt. Ein Patient, der in wiederholter ärztlicher Behandlung war, weigerte sich, die Rechnung zu bezahlen. Er warf diese auf den Tisch und erklärte, der Arzt möge bei der zuständigen Krankenkasse das Geld einziehen. Dahin hatte sich der Arzt durch Vermittlung der Vertragskommission vergebens gewandt, die Kasse verwies ihn an den Patienten, eines Handlungsgehilfen, dessen Lohn über 2000 Mk. betrug. Über diese Lohnhöhe wurde ein anderer Patient, der im gleichen Geschäft tätig war, befragt. Das Gespräch kam darauf, weil dieser Patient die Rechnung auf dem Schreibtisch des Arztes zufällig liegen sah. Schließlich wandte sich der Arzt auf Anraten an die Firma, die zuerst Auskunft über die Lohnhöhe in Aussicht stellte, bei der nächsten Anfrage aber kurz gebunden erklärte, es würde zu weit führen, wenn sie jedem Auskunft über ihre Angestellten geben sollte. Er möge den Mann verklagen, dann werde dieser schon bezahlen. Da der zweite Patient dem Schuldner beiläufig erklärte, eine solche Rechnung bezahle man doch, wurde dieser über das Wissen stutzig und zeigte den Arzt bei der Staatsanwaltschaft wegen Verletzung des Berufsgeheimnisses an. Der Angeklagte bestreitet dieses Vergehen auf das entschiedenste. Bei dem Gespräch mit dem zweiten Patienten habe es sich nicht um die Krankheit des ersten gehandelt, sondern um die Jahreslohnsumme, die nicht bestimmt feststand, da diese nur 1980 Mk. betrug, durch monatliche Provisionen aber weit überschritten wurde. Nicht die Art der Krankheit, sondern die Zahlungsweise habe den Gesprächsstoff gebildet. Von der Verletzung des Berufsgeheimnisses könne schon deswegen keine Rede sein, da der Betreffende sich Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen gegenüber mit seiner Krankheit sozusagen gebrüstet habe. Der Anklagevertreter forderte 100 Mk. Geldstrafe. Vom Verteidiger wurde Freispruch gefordert einmal, weil der Strafantrag nicht rechtzeitig gestellt sei, zum andern, weil jede Vorsätzlichkeit gefehlt habe. Er bot zugleich den Beweis an, daß der Patient seine Krankheit selbst andern mitgeteilt habe. Nach längerer Verhandlung wurde eine neue festgesetzt, zu der sowohl die von der Verteidigung vorgeschlagenen Zeugen wie der auswärts wohnende Patient selbst geladen werden sollen.

Die Genossenschaftsbücherei hat soeben in einer völligen Neubearbeitung ihr Bücherverzeichnis herausgegeben. Der Nachtrag und der alte Katalog sind zu einem Ganzen zusammengezogen, in das selbstverständlich auch die zahlreichen Neuerwerbungen dieses Jahres aufgenommen worden sind. Für jeden Bücherfreund und Benutzer der Bücherei ist der neue Katalog unentbehrlich. Trotz des erheblichen Umfanges ist der Preis auf nur 30 Pfg. festgesetzt worden.

mh. **Die Kunst des Renaissance-Zeitalters in Deutschland.** 2. Zyklus im Vortragswesen der Oberschulbehörde. 3. Abend. In seinem gestrigen Vortrage fuhr Herr Museumsdirektor Dr. Schäfer fort, sich mit Dürer zu beschäftigen. Dürer legte den Hauptteil seiner genialen Kunst darauf an, populär zu wirken und das gelang ihm vorzüglich durch seine Kupfer- und Holzstiche. Er hat dem primitiven alten Holzschnitte seine künstlerische Vollendung gegeben, so daß er eine volkstümliche und künstlerisch-erzieherische Bedeutung erlangte. Dürers Holzschnitte sind zum Teil in Bücherausgaben, zum Teil aber auch in einzelnen Blättern erschienen. Seine ersten Werke auf diesem Gebiete sind die kleine und die große Passion und das Marienleben. Zahlreiche Lichtbilder aus diesen Werken erläuterten das Ringen Dürers nach dekorativer und plastischer Ausdrucksweise. Bezeichnend dafür ist die Abweichung von der bis dahin üblichen schematischen Darstellungsweise der Heiligenbilder. In fast alle Bilder hat er realistische Gedanken hineingetragen. So finden wir oft mit der Handlung selber nichts zu schaffende Personen, Volks-Typen aus seiner Zeit, im Vordergrunde der Legenden-Bilder. Auch einzelne Bauwerke lassen stark einen Nürnberger Zug erkennen. Die Maria hat er sogar einmal, realistisch durchaus verständlich und berechtigt, ohne Heiligenschein gemalt und zwar in dem einzig schönen Bilde Joseph, Maria und das Christuskind in Egypten. Die andere Art, deren Dürer sich gerne bediente, war der Kupferstich, vermittelst welchem er viel feiner und sauberer die einzelnen Linien in die Platten graben konnte. Auf dreie seiner Kupferstiche legte er besonderen Wert. Dies waren „Ritter, Tod und Teufel", „Melancholie" und „Hieronymus" im Häuschen, welche der Vortragende zum Schlusse zusammen mit einigen anderen Kupferstichen ebenfalls im Bilde vorführte. — Nächsten Montag wird Herr Dr. Schäfer seine Besprechung über Dürer zum Abschluß bringen.

Für angehende Bühnenkünstler. Der Lokalverband Lübeck der Deutschen Bühnengenossenschaft sendet uns folgende Zeilen mit der Bitte um Aufnahme: In diesem Jahre ist — ebenso wie in den beiden vorhergegangenen — vom hiesigen Lokalverbande der Deutschen Bühnengenossenschaft wieder eine Prüfungs-Kommission, bestehend aus 5 Mitgliedern des Schauspiels und der Oper, gegründet worden; an diese können sich junge Leute, welche sich der Bühnenlaufbahn widmen wollen, zwecks einer Prüfung wenden. Gesuche sind zu richten an den Obmann des Lokalverbandes Edgar Pauly, Fischergrube 23. Hauptzweck dieser Prüfungs-Kommission ist es, den Andrang zu einer Laufbahn, die wohl eine der schwierigsten ist, möglichst einzudämmen. Sie wird nur denen dazu raten, welche nach ihrem Dafürhalten Aussicht haben, etwas Großes zu erreichen! Sie hält es aber ebenso für ihre moralische Pflicht, an dieser Stelle aufs dringendste zu warnen vor der Unmenge von „Lehrern", die sich in den Tageszeitungen anpreisen! Eben diese Lehrer — nur höchst selten durch Können dazu berechtigt — sind es meistens, die in unverantwortlichster Weise jungen Leuten Illusionen machen, nur um Geld zu verdienen, oft auch den Schülern durch Aussicht auf sogenanntes „Einspielen" an einer von dem betr. Lehrer geleiteten Bühne Sand in die Augen streuen. Endzweck ist selbstredend nur, billigste oder völlig „gagefreie" Mitglieder zu erwerben. — Hiergegen kämpft unsere Bühnengenossenschaft mit größter Energie und bittet Eltern und Kunstfreunde, sie darin möglichst zu unterstützen.

Im Metropoltheater gibt es jetzt eine Kinoposse „Endlich allein", in der die bekannten jüdischen Komiker Gebrüder Herrnfeld zwerchfellerschütternde Wirkungen erzielen. Eine Reihe weiterer Films sorgt gleichfalls für angenehme Unterhaltung.

Hamburg. Der Lustmord am Stadtgraben. Die am Dienstag nachmittag stattgefundene Sektion des ermordeten Kindes Gertrud Siefert im Hafenkrankenhaus hat ergeben, daß das Kind an Erstickung gestorben ist, nachdem es von dem Mörder mißbraucht worden ist. Nach der Erdrosselung der Kleinen hat der Mörder erst die Verstümmelungen an der Leiche vorgenommen. Der Körper war nicht völlig blutleer, wie zuerst angenommen wurde, sondern es fanden sich noch im Innern Arterien mit Blut vor. Somit ist es nicht ausgeschlossen, daß die Tat am Fundorte der Leiche verübt worden ist. Bezüglich der Beschreibung des Täters, von dem immer noch die Personalien fehlen, wird noch ergänzend berichtet, daß er einen schwarzen glatten Ueberzieher mit schwarzem Samtkragen trug. Sein ganzes Auftreten hat bei einigen Augenzeugen den Eindruck erweckt, als ob er bei der Entführung seines Opfers etwas angetrunken gewesen ist.

Flensburg. Der staatsgefährliche Südpolarentdecker. Der Entdecker des Südpols, Roald Amundsen, wollte am 15. und 16. November in Flensburg Vorträge über seine Südpolarexpedition halten. Am ersten Abend wollte er in deutscher, am zweiten in seiner norwegischen Heimatsprache sprechen. Die norwegische Sprache ist bekanntlich der dänischen fast gleich. Nachdem die Polizeibehörde in Flensburg die Tatsache, daß der berühmte Forscher norwegisch zu reden beabsichtigte, zunächst nicht als staatsgefährlich und nicht als ein Attentat gegen die Sicherheit und die öffentliche Ordnung angesehen hatte, verbot sie plötzlich den norwegischen Vortrag. Der Vertreter Roald Amundsens, Herr Konzertdirektor Sachs in Berlin, ersuchte am 1. November den preußischen Minister des Innern telegraphisch um Aufhebung des Verbots. In seinem Telegramm hieß es: „Der Inhalt des Vortrages ist selbstverständlich wissenschaftlich und jeder politischen Absicht entbehrend." Die Geheime Kanzlei des königlichen Ministeriums des Innern in Berlin antwortete am 2. November, daß die Eingabe „an den Herrn Regierungspräsidenten in Schleswig zur Verfügung gesandt worden sei. Am nächsten Tage, also vorgestern, erhielt Herr Direktor Sachs den folgenden telegraphischen Bescheid:

Schleswig, 3. November.

Auf telegraphischen, an mich zur Verfügung gegebenen Antrag erfolgt hierdurch Bescheid, daß Vortrag Amundsens in norwegischer Sprache in Flensburg nicht gestattet werden kann. Regierungspräsident."

Zu dem vielen Ungeheuerlichen, was die Zwangsverpreußungsmeister in Nordschleswig schon geleistet haben, ist nun das Ungeheuerlichste gekommen. Das ist eine Weltblamage, wie sie ärger gar nicht gedacht werden kann. Sie trägt dazu bei, die bekannte preußische Dänenpolitik mit neuen „Lorbeeren" zu bedecken.

Oldenburger Landtag.

h. Am Dienstag, 4. November, erfolgte die Eröffnung des Landtages durch eine kurze Begrüßungsrede des Finanzministers. Der Alterspräsident Abg. Henn brachte das übliche Hoch auf den Großherzog aus, bei welcher Gelegenheit sich die bürgerlichen Abgeordneten erhoben, während die Sozialdemokraten sitzen blieben. Dieser Vorgang gab dem Bauernbündler Müller-Nutzhorn Veranlassung, eine Entrüstungskomödie aufzuführen. Mit tiefer innerer Empörung, so sagte er, wolle er vor dem Lande feststellen, daß die Sozialdemokraten sich herausgenommen haben, in herausfordernder Weise die Gefühle der Abgeordneten zu verletzen. Er empfand das als eine unerhörte Beleidigung und fragte den Minister, ob es kein Mittel gäbe, den Landtag vor solchen Beleidigungen zu schützen. Die Sozialdemokraten hätten den Treueid geschworen, wie die bürgerlichen Abgeordneten; der Treueid scheine aber nur Zwirnsfäden gleich zu sein, die man, sobald der Moment gekommen sei, zerreißen werde. Er sah schon im Geiste bei der Etablierung der Herrschaft der Sozialdemokratie die Gegner hängen und meinte schließlich: im Lande würde man es mit Jubel begrüßen, wenn die Regierung den Vorgang zum Anlaß nehmen würde, den Landtag aufzulösen. — Die sozialdemokratischen Abgeordneten behandelten die Entrüstungskomödie als solche und der Minister führte aus, daß man ihm recht geben werde, wenn er sich in die interne Frage des Landtages nicht einmische. Es sei eine Frage für sich, ob man den Vorgang bedauern könne, er hoffe aber, daß das gedeihliche Zusammenarbeiten im Landtag durch den Vorgang nicht leide. — Es wurde dann der an Stelle des verzogenen Genossen Schulz neu gewählte Abgeordnete Genosse Buddenberg vereidigt. Darauf erfolgte die Wahl des Präsidiums und wurde der langjährige Vorsitzende Abgeordnetre Schröder wiedergewählt. Eingegangen ist ein Antrag des Abg. Tantzen (freis.), der die Regierung ersucht, den ausgearbeiteten Entwurf eines Fortbildungsschulgesetzes dem Landtage in dieser Tagung vorzulegen.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co. Sämtlich in Lübeck.

Drucksachen jeder Art für **Beamte, Handwerker und Gewerbetreibende** werden sauber und pünktlich ausgeführt in der **Buchdruckerei des „Lübecker Volksbote"**

Gelegenheitskauf moderne Garnitur durch Zufall nur 90 Mk. Prachtvolle Salongarnitur, statt 230 Mk. nur **165 Mark**, Sofas, Vertikos, Spiegel, Büfetts, Tische, Schreibtische, Trumeaus, Lederstühle, Schlafzimmer, Küchen **enorm billig.**
5791) **Lager Wahmstr. 83.**

Brüh- und Salzbalgen
zu verkaufen. (8167
H. Ruß, Dankwartsgrube 54.

Leere Farbetonnen
(Eisenblech)
vorrätig.
Expedition d. „Lüb. Volksboten".

Restaur. Polierkrug.
Empfehle mein neues **Klubzimmer mit Piano** Gesangvereinen und Klubs sowie zur Abhaltung von **Festlichkeiten.** (7270
Daselbst gut. bürgerl. Mittagstisch.
F. Strohkar
Schwartauer Allee 92.

Genossenschaftsbücherei.
Die Kataloge
sind neubearbeitet im Druck erschienen; sie enthalten nunmehr den gesamten Bücherbestand. Der Preis beträgt 30 Pfg. pro Exemplar. (8321
Die Bibliothekskommission.

Verband der Staats- u. Gemeindearbeiter.
Den Mitgliedern zur Nachricht, daß die Mitgliederversammlung am Freitag, dem 7. November **nicht** stattfindet. (8311
Die Versammlung wird als eine
öffentliche Versammlung
am Mittwoch, 12. November
stattfinden. **Der Vorstand.**

Glas scheiben aller Art billigst, Kitt, Draht, Diamanten etc.
Oscar Tauchnitz, Fensterglas-Handlung,
Hüxtertor-Allee 13. **Fernspr. 808.**

Arbeiter-Radfahrer-Bund Solidarität
Ortsgruppe Lübeck.
Versammlung
am Donnerstag, d. 6. November
abends 8½ Uhr.
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.
8313) **Der Vorstand.**

Abreisenden aufbewahrt u. nachgesandt werden Gegenstände aller Art, als: Mobilien, Koffer 2c. im Lagerhaus u. Speditionsgeschäft **Fischergr. 52.** (184

Sektions-Versammlung
der
Hausdiener, Fensterputzer, Austräger und Austrägerinnen
am Freitag,
dem 7. November 1913
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.
Tages-Ordnung:
Innere Verbandsangelegenheiten.
8312) **Der Vorstand.**
Zahlreiches Erscheinen der Kollegen und Kolleginnen erwartet D. O.

Achtung!
Lastadiearbeiter!
Oeffentliche
Versammlung
am Donnerstag, 6. November
abends 8½ Uhr,
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.
Tages-Ordnung:
1. Unsere Beschwerden und die Antwort der Arbeitgeber.
2. Verschiedenes.
Der Vorstand des Deutschen Transportarbeiter-Verbandes
Zahlstelle Lübeck.
NB. In Anbetracht der wichtigen Tagesordnung müssen sämtliche Lastadiearbeiter das Erscheinen in dieser Versammlung als eine Ehrenpflicht betrachten. (8310) D. O.

Öffentliche politische Versammlung.

Grosse Volksversammlung

am Donnerstag, dem 6. November 1913, abends 8½ Uhr im großen Saale des Gewerkschaftshauses, Johannisstr.

Tages-Ordnung:

1. Die Kommunalpolitik der Sozialdemokratie.

Referent: Reichstagsabgeordneter **Karl Hildenbrand**, Hamburg.

2. Freie Diskussion.

Alle Einwohner Lübecks, **vor allem die Bürgerschaftswähler**, sind zu dieser Versammlung eingeladen.

Der Vorstand des Sozialdemokratischen Vereins.

(8293) **Paul Löwigt**, Johannisstraße 46.

7624

Das **Richtige gefunden** haben Sie, wenn Sie zum Heizen und Kochen nur

„Union-Brikets“

verwenden!

Erhältlich in den Kohlenhandlungen!

Hintze & Stech

Größte Möbelfabrik Lübecks

empfehlen 882

Wohnungseinrichtungen.

Direkter Verkauf an Private zu billigen Preisen gegen bar in der Fabrik:

Moislinger Allee 60.

Verband der

Fabrikarbeiter Deutschl.

Zahlstelle Lübeck.
(Distrikt Schlutup).

Mitglieder-Versammlung

am Donnerstag, d. 6. November abends 8½ Uhr im Lokale Gasthof Zur Linde A. Saborowski.

Tagesordnung:

1. Aufnahme neuer Mitglieder.
2. Abrechnung vom 3. Quartal 1913.
3. Verschiedenes.

Um zahlreiches Erscheinen der Mitglieder ersucht

8322) Die Distriktsleitung.

Achtung!

Bauarbeiter-Verbd.

Die Mitgliederversammlung findet heute Mittwoch nicht statt.

8325) Der Vorstand.

Zentral-Hallen

Dankwartsgrube 20.

Jeden Donnerstag:

Tanzkränzchen.

Anfang 8 Uhr.
Ende 12 Uhr. 2)

Achtung!

Zentral-Verband der

Handlungsgehilfen.

Bezirk Lübeck.

Wegen der Volksversammlung am Donnerstag, dem 6. November findet unsere **Mitgliederversammlung** erst am **Freitag, dem 7. November**, abends 9 Uhr, bei Gastwirt **G. Ehlers**, Hüxstr. 110 statt.

Tagesordnung:

1. Abrechnung vom 3. Quartal.
2. Kartellbericht.
3. Lokalkasse.
4. Kassierung und Verschiedenes.

Um zahlreiches Erscheinen bittet

8318) Die Bezirksleitung.

„CINES“

Hansa-Theater.

Größtes, schönstes und bestventiliertes

Lichtspieltheater

von Lübeck.

Erstklass. Filmschlager!

Sitzplätze

von 25 bis 95 ₰

Vorst. tägl. ununterbrochen von 8 bis 11 Uhr.

Vorverkauf bei (8189
Rudolph Karstadt, Breite Str.

Metropol-Theater

gegenüber dem Rathause.

Ab 6. November täglich:

„Endlich allein“

Wir erwarben für eine sehr hohe Summe das **Allein-Vorführungsrecht** für **Lübeck** des grössten Kunstwerks der Kinematographie.

In den Hauptrollen:

Donat und Anton Herrnfeld

sowie die beliebte Kinoschauspielerin

Hanni Weisse.

Anfang der Vorführung **3½, 5½, 7½** und **9½** Uhr.

Wer von Herzen einmal lachen und einen technisch vollendeten Film sehen will, der gehe ins Metropol-Theater.

Diesen Monopol-Film haben wir zur **alleinigen** Aufführung unter ganz bedeutenden Opfern erworben, und sind wir infolge der hohen Anschaffungskosten genötigt, die Eintrittspreise etwas zu erhöhen. 8324

Freikarten und Passe-Partouts ungültig.

Außerdem das hervorragende Elite-Programm.

Das verehrliche Publikum wird gebeten, möglichst die **Nachmittags-Vorstellungen** zu besuchen, da abends an den Kassen ein zu großer Andrang ist.

Konzerthaus Fünfhausen.

Heute Mittwoch: **Grosses Tanzkränzchen.**

Freitag: **Tanzkränzchen.** 8323

Neues Stadttheater.

Mittwoch, den 5. November 1913.
Anfang 8¼ Uhr. Ende gegen 11 Uhr.
Sondervorstellung.
Außer Abonnement.

Korallenkettlin.

Drama von F. Dülberg.

Einheitspreise:

Loge bis einschl. Sperrsitz 2.— Mk.
1. und 2. Parkett . . . 1.— Mk.
Sitzpart., 2. u. 3. Rang —.50 Mk.

Donnerstag, den 6. November 1913.
44. V. i. Voll-Ab. 8. V. i. Donnerst.-Ab.
Anfang 7½ Uhr. Ende gegen 11 Uhr.

Hamlet

von Shakespeare.
Mittelpreise.

Freitag, den 7. November 1913.
45. V. i. Voll-Ab. 8. V. i. Freitag-Ab.
Anfang 8 Uhr. Ende nach 10 Uhr.

Der Kuhreigen.

Oper von W. Kienzl.
Große Preise. (8308

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 260. Mittwoch, den 5. November 1913. 20. Jahrg.

Der neue Krupp-Prozeß.

Der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Dr. Karsten, eröffnet die Sitzung gegen 9¼ Uhr.

Oberstaatsanwalt: Ich habe soeben ein Telegramm erhalten, danach befindet sich Generalmajor Exzellenz v. Bücking in Meeran. Ich habe nach Meeran telegraphiert. Exzellenz v. Bücking kann selbstverständlich vor morgen nicht in Berlin sein. Ich beantrage, die Erörterung der ihn betreffenden Angelegenheit bis nach Eintreffen des Generalmajors von Bücking noch auszusetzen. Spätestens Donnerstag dürfte es möglich sein, Generalmajor v. Bücking als Zeugen zu vernehmen. — Es erscheint alsdann im Saale Major Ahlers, Vorsteher der Artillerie-Prüfungskommission. Der Vorsitzende bedeutet dem Major, daß, da Generalmajor v. Bücking nicht anwesend sei, seine Vernehmung bis zum Erscheinen des Generalmajors ausgesetzt werden müsse. — Angeklagter Eccius begibt sich alsdann mit Genehmigung des Vorsitzenden an den Richtertisch und gibt eine längere Erklärung über einen bei v. Metzen beschlagnahmten Brief ab, den er an v. Metzen geschrieben hat. Eccius war derartig undeutlich, daß an dem Berichterstattertisch nur einige Worte zu verstehen waren. Soweit man hören konnte, handelt es sich um den Brief des Eccius an v. Metzen, in dem er schrieb: Ich kann Ihnen aus naheliegenden Gründen nicht sagen, weshalb wir auf die Berichterstattung nicht verzichten können. — Verteidiger Justizrat Dr. v. Gordon beantragt, diesen Brief zu verlesen.

Darauf tritt der Untersuchungsrichter Landrat Dr. Wetzel hervor und bekundet: Aus Anlaß der gestrigen Vernehmung des Abgeordneten Dr. Liebknecht hat mich der Oberstaatsanwalt beauftragt, ins Reichsmarineamt zu gehen und dort Erkundigungen einzuziehen. Der stellvertretende Staatssekretär des Reichsmarineamts, von Capelle, teilte mir mit, es schwebe seit März dieses Jahres gegen zwei mittlere Beamte des Reichsmarineamts eine Untersuchung, die von dem Admiralitätsrat Felisch aus dem Reichsmarineamt geführt wird. Es haben eingehende Vernehmungen und Untersuchungen stattgefunden, sich jedoch keine Grundlagen für ein strafrechtliches Einschreiten gegen die Beamten gefunden. Die Untersuchung sei allerdings noch nicht abgeschlossen. Es schwebe aber gegen diese beiden Beamten ein Disziplinarverfahren. Geh. Rat Dr. Felisch hat gestern auf Veranlassung des Staatsanwalts den Angeklagten Brandt verantwortlich als Zeugen vernommen.

Der Verteidiger Justizrat v. Gordon teilt mit, daß der gestern vernommene Bureauvorsteher Kern noch eine Richtigstellung zu machen habe. — Kern bemerkt auf Befragen des Vorsitzenden: Er habe 1907 4500 Mk. Gehalt bezogen. Dies Gehalt sei dann später um 600 Mk. erhöht worden, wovon jedoch 300 Mk. auf die Pension abgezogen wurden.

Der Vorsitzende teilt darauf mit, daß nunmehr die Fortsetzung der Erörterung über die „Kornwalzer" stattfinden werde. Oberstaatsanwalt: Ich beantrage während der Erörterung wiederum den Ausschluß der Oeffentlichkeit. — Auf Antrag des Verteidigers Justizrat v. Gordon werden eine Anzahl Krupp-Direktoren, wie Landrat a. D. Rötger, Finanzrat Haux und andere, vorläufig beurlaubt, da sie bei der weiteren Erörterung der „Kornwalzer" nicht als Zeugen erforderlich sind. — Hierauf wird die Oeffentlichkeit ausgeschlossen.

Nach ungefähr einer halben Stunde wird ganz plötzlich die Oeffentlichkeit wieder hergestellt. Die meisten Journalisten sind selbstverständlich nicht zur Stelle, da sie nicht unterrichtet sind. Nur wenige Berichterstatter, die sich zufällig im alten Moabiter Gerichtsgebäude aufhielten, sind anwesend. Der Zeuge v. Metzen bekundet auf Befragen: Er sei eines Tages in das Berliner Bureau gekommen, da stand der Geheimschrank, in dem die „Kornwalzer" aufbewahrt wurden, ganz weit offen. Brandt saß mit zwei Freunden im Zigarrendampf gehüllt da und plauderte über alle möglichen Dinge. Er habe infolgedessen angenommen und nehme noch an, daß Brandt einen Nachschlüssel zum Geheimschrank hatte. — Verteidiger Dr Löwenstein: Wie kommt es aber, daß der anonyme Briefschreiber dem Abgeordneten Liebknecht mitteilte, die „Kornwalzer" befinden sich in einem Geheimschrank in Essen im Bureau des Herrn v. Dewitz. — v. Metzen: Das weiß ich nicht, das kann ich mir nicht erklären. — v. Dewitz bemerkt auf Befragen, v. Metzen sei einmal in Essen in seinem Bureau gewesen, da habe er ganz beiläufig Herrn v. Metzen gesagt: in diesem Schrank sind die „Kornwalzer" aufbewahrt. Das war im übrigen kein Geheimschrank. v. Metzen gibt die Möglichkeit dieser Mitteilung zu und bemerkt: Ich werde verdächtigt, das anonyme Schreiben und die „Kornwalzer" dem Abgeordneten Liebknecht übersandt zu haben. Ich bemerke, ich habe die „Kornwalzer" mit nach Hause genommen, um sie für den Zivilprozeß, den ich mit der Firma Krupp hatte, zu verwerten. Es wäre doch geradezu widersinnig, wenn ich diesen Trumpf noch vor Einleitung des Prozesses aus den Händen gegeben und der Oeffentlichkeit mitgeteilt hätte. Das ist jedenfalls bei Beurteilung der Sache noch nicht zur Sprache gekommen. Ich erkläre nach wie vor, daß ich dem anonymen Schreiber an dem Abgeordneten Liebknecht vollständig fernstehe.

Der Vorsitzende bemerkt alsdann, es soll nunmehr mit der Erörterung der „Kornwalzer" fortgefahren werden Auf Antrag des Staatsanwalts wird darauf wiederum die Oeffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit ausgeschlossen.

Am Mittwoch wird der Gerichtshof wieder öffentlich verhandeln und zunächst Beschluß fassen über die Vereidigung des Herrn v. Metzen und der Kruppschen Direktoren. Alsdann wird wahrscheinlich wiederum die Oeffentlichkeit ausgeschlossen werden. Freitag vormittag erwartet man den Generalmajor v. Bücking. Nachdem dieser und Major Aders über den Fall Hoge vernommen worden sind, hofft man mit den Plädoyers beginnen zu können.

Aus der Partei.

Wilhelm Schröder tot. Ein alter Kämpfer ist wieder von uns gegangen. Am Montag, dem 3. November, nachmittags, starb im Alter von 52 Jahren im Sanatorium Schledehausen bei Osnabrück unser Genosse Wilhelm Schröder, Redakteur der Parteikorrespondenz. Schon seit Jahren quälte ihn ein Darmleiden, über dessen Natur die Aerzte nicht klar werden konnten. Vor einigen Wochen unterzog er sich auf den Rat von Spezialärzten einer Darm-Operation, die zwar gut verlief und rasch wieder verheilte, die ihn aber doch nicht vor dem Tode retten konnte. Außerordentlich schwach und entkräftet suchte er das Sanatorium Schledehausen auf. Die erhoffte Kräftigung trat nicht ein; im Gegenteil, in den letzten Tagen verschlimmerten sich die Nachrichten und Montag nachmittag hat ihn der Tod von seinem Leiden erlöst. In Wilhelm Schröder ist wieder einer von den alten tapferen Genossen dahingegangen, die nicht viel Wesens von ihrer Arbeit machten und doch ihre ganze Kraft in den Dienst der Partei stellten. Er war ein Hamburger Kind, das die Trübsal der Arbeiterjugend auch in vollem Maße auskosten mußte, wie seine „Jugenderinnerungen" zeigen, die er unlängst in der „Arbeiter-Jugend" veröffentlicht hat. In dem Beruf als Zigarrensortierer, den er ergriff, blühten ihm auch keine Rosen; aber er sollte ihn nicht lange ausüben. Schon sehr jung betätigte er sich für die Sozialdemokratie, und die Hamburger Partei setzte in seine Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit das große Vertrauen, daß sie ihm die Verbreitung des „Sozialdemokrat" übertrug. Fast gegen seinen Willen geriet er ein wenig später auf die journalistische Laufbahn. Die Buchdruckerei Fr. Meyer in Hamburg stellte zu Anfang der 90er Jahre eine ganze Reihe Gewerkschaftsblätter, u. a. auch „Die Arbeiterin", die Vorläuferin der „Gleichheit", her. Der Inhaber der Druckerei begegnete eines Tages unserm Wilhelm Schröder, der arbeitslos war, und engagierte ihn für die Redaktion seiner Gewerkschaftsblätter. Unter den damaligen Verhältnissen bestand diese Redaktion freilich im wesentlichen nur in der Umstellung und Wiederverteilung des für das eine Gewerkschaftsblatt schon gebrauchten Satzes für die anderen Gewerkschaftsblätter. Dem unermüdlichen Lerneifer Schröders konnte diese mehr mechanische Arbeit keinen Abbruch tun; er bildete sich auch unter diesen Umständen als tüchtiger Journalist heraus. Und als Ignaz Auer ihn im Jahre 1893 ersuchte, in den „Vorwärts" einzutreten, hatte er sicher einen sehr guten Griff mit dieser Wahl getan. Rastlos wie selten einer hat er während seiner 12jährigen Tätigkeit am „Vorwärts" gearbeitet. Früh und spät auf dem Posten, kannte er nur ein Ziel, seinen Teil und das Blatt so gut als möglich zu gestalten. 1905 verließ Schröder mit 5 Kollegen infolge des bekannten Konflikts mit der Parteileitung die Redaktion des „Vorwärts". Er war darauf kurze Zeit vertretungsweise in Breslau tätig, und übernahm dann die Redaktion der Parteikorrespondenz. Mit demselben Eifer wie früher am „Vorwärts", schmiedete er hier in der neuen Stellung unablässig die Waffen, die unsere Genossen im poltischen Kampf schwingen sollten. Damit war aber seine große Arbeitskraft noch nicht erschöpft. Eine große Reihe von Agitationsschriften und Werken dauernden Wertes hat Wilhelm Schröder der Partei gegeben. Wir nennen nur das Handbuch der sozialdemokratischen Parteitage, die Schrift über die Geschichte der sozialdemokratischen Parteiorganisation, die in mehreren Auflagen erschienene Schrift über die Wahllügen unserer Gegner. Auch die „Sozialistischen Monatshefte" konnten ihn zu ihrem eifrigen Mitarbeiter zählen. Gern sprach er, der der parteitaktischen Richtung der Monatshefte sehr nahe stand, dort seine persönliche Meinung über innere Parteifragen aus. Sehr viele haben diesen seinen Auffassungen sicher nicht zugestimmt; aber das Zeugnis muß ihm jetzt an seiner Bahre ausgestellt werden, daß er nie ein verletzendes Wort gegen die ausgesprochen, die er bekämpfte. Nun hat dem Nimmermüden, der Tod die Feder aus der Hand genommen. Ein Leben ging zur Rüste, das Arbeit, intensivste Arbeit für die Partei war bis zum letzten Atemzug. Und Wilhelm Schröder, der kein Redner war, hat dabei nie Wert darauf gelegt, für seine Arbeit auch öffentlich gewürdigt zu werden. Umsomehr wußten ihn freilich alle die zu schätzen, die den treuen, aufrichtigen und stets hilfbereiten Genossen näher kennen lernten. Die Partei verliert in ihm viel und wird ihm sicher ein treues, ehrendes Andenken bewahren.

Austritt aus der P. P. S. Die Bezirksleiter des Bergarbeiterverbandes für Oberschlesien, Ritzmann, Danisch und Cepernik, welche bisher der P. P. S. angehörten, sind mit folgender Erklärung aus dieser geschieden:

„Da der „Dziennik Robotniczy", als Organ der Partei Polnischer Sozialisten, seit längerer Zeit eine Haltung einnimmt, die wir in keiner Weise gutheißen können und versteckte Angriffe gegen uns erhebt, sowie gegen die allgemeine sozialdemokratische Arbeiterbewegung Deutschlands heftig streitet, was auch nachteilig für die Gewerkschaften ist, so erklären wir hiermit unseren Austritt aus der P. P. S.

Kattowitz, den 1. November 1913.

Ritzmann. Danisch. Cepernik.

Der Austritt dieser drei Genossen aus der P. P. S. bedeutet für diese Partei einen schweren Verlust. Ritzmann war Vorsitzender der Kontrollkommission und Cepernik gehörte dem engeren Vorstande an. Der "Dziennik Robotniczy" wandelt immer mehr auf nationalpolnischen Wegen, was am deutlichsten folgende Tatsache erhellt. Das Mitglied der P. P. S., Podemski-Hannover, Beamter des Fabrikarbeiterverbandes, war einem Rufe der Hamburger Genossen, bei der Nachwahl in dem Kreise unseres verstorbenen August Bebel eine Versammlung in polnischer Sprache abzuhalten, gefolgt und hatte, wie das ganz selbstverständlich ist, zur Wahl Stoltens aufgefordert. Im „Dziennik Robotniczy" erschien auch ein Inserat für diese Versammlung. Aber am Tage nach der Wahl wurde Genosse Podemski, weil er nach Hamburg gegangen war, und dort in einer polnischen Versammlung zur Wahl Stoltens aufgefordert hatte, gehörig gerüffelt und zwar in einem besonderen

Moderne Sklavinnen.

Ein Theaterroman von Ludwig Bendler.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Wissen Sie, was plötzlich auftauchende nervöse Kopfschmerzen bedeuten, Herr Stolzenberg?" fragte er diesen. „Wir Musikanten haben vielfach darunter zu leiden, besonders ich, wenn ich mich aufregte, wie vorhin über das Thema der Theaterdamen. Aber warum tue ich es auch, weshalb rege ich mich auf? Fräulein Kriemhilds Schicksal bildet ein freundlicheres Thema, bleiben wir bei dem."

Der Kapellmeister hatte seine ganze Selbstherrschaft wieder gewonnen. „Also ein Schwiegersohn ist für das kommerzienrätliche Haus im Ansturm? Ich hatte davon keine Ahnung."

„Allerdings, in der Person eines Sprossen aus anderem Millionärshause. Wie das so in kaufmännischen Kreisen geht. Die Väter haben das Geschäft schlußscheinmäßig vereinbart, nur, daß der Makler nicht, wie es in Eheangelegenheiten sein sollte, Gott Amor, sondern der Götze Mammon ist."

Ueber des Kapellmeisters Züge glitt es wie ein Lichtschein. „Sie meinen, nach Fräulein Kriemhilds eigenem Geschmack dürfte das Arrangement nicht sein?"

Mit diplomatischem Achselzucken entgegnete Stolzenberg: „Ich weiß es nicht, aber, wenn meine gestrige Beobachtung nicht trügt, so denkt Fräulein Kriemhild im Grunde ihres Herzens an ganz jemand anderen, als an Obersdorf junior. Wie weit nun der Kommerzienrat seinen Willen geltend machen kann, den von der Tochter kaum Gekannten durchzusetzen, muß die Zeit lehren. Tatsache ist, daß die Firma Obersdorf & Co. heut früh die bevorstehende Ankunft ihres Sohnes und Erben meldet und um guten Empfang für ihn bittet, d. h. mit anderen Worten: „Rüstet Euch zu Spiel und Kurzweil, denn der Freier naht." Steckte ich in der Haut desjenigen, an den Fräulein Kriemhild, meiner gestrigen Beobachtung nach, denkt, ich zögerte nicht und nähme im Sturm. Hier heißt's: Entweder — oder."

Schweigend erhob sich Walther, um unruhigen Schrittes wohl fünf- bis sechsmal im Zimmer auf und ab zu gehen. Dann trat er auf Stolzenberg zu und schüttelte ihm fest und ehrlich die Hand. „Gott vergelt's, Sie haben mir einen großen Dienst geleistet."

Kurz nach einander, jeder für sich allein, verließen er und Stolzenberg das Restaurant zum „Pelikan". Am Stammtisch aber überdauerte noch lange eine gepfefferte Unterhaltung, die in den Pflichten der Ritterlichkeit gegen die Krone der Schöpfung keine Schranke sah, das ernste Gespräch der jungen Männer.

Viertes Kapitel.

Von zwölf Uhr ab war Zahlungstermin im Theaterbureau, wie stets am 16. und 1. des Monats. Das gesamte Personal drängte sich da auf die knapp bemessene Zeitdauer von einer Stunde zusammen, um seine „Gage", wie sich der französische Ausdruck zum Trotze unseres deutschen „Gehalt" noch immer in der Theatersprache erhalten hat, in Empfang zu nehmen.

Der Sekretär, Herr Mosenbach, der im Personalverzeichnis stolz als Bureauchef, im Gegensatz zu einem außerdem vorhandenen Unter-Schreiber, aufgeführt war und streng darauf hielt, als Respektsperson angesehen zu werden, besorgte die Auszahlung und — wehe dem Mitgliede, das ihm nicht — einige erste Kräfte ausgenommen — gleich als persönlich gewährendem Spender demutsvoll für das oft recht schwer, unter Aufregung und Aerger verdiente Geld gedankt hätte.

„Fräulein Freyschmidt — hier!" so rief Herr Mosenbach eine noch sehr junge Schauspielerin zu sich an den Zahltisch heran, „Sie bekommen 63 Mark 25, quittieren Sie."

Er legte dem Mädchen ein von ihm selbst ausgefülltes Formular zur Unterschrift hin und beobachtete mit zusammengekniffenen Augenwimpern deren Mienen.

Als Fräulein Freyschmidt die Höhe des ihr zugedachten Betrages hörte, erschrak sie sichtbar.

„Nur 63,25, Herr Mosenbach? Wie ist das möglich? Bei 150 Mark Monatsgage —"

„Haben Sie 75 Mark pro jeden Zahlungstermin zu erhalten — weiß ich," erwiderte kurz angebunden der Sekretär. „Davon kommen aber in Abzug 3,75 Agentenprovision, 5 Mark für ein Spielhonorar, weil Sie die Rolle des „Fräulein von Neubrunn" zurückgaben —"

„Ich war doch aber totkrank an dem Tage!"

„Mag sein, aber mit totkranken Mitgliedern kann der Direktor den „Wallenstein" nicht geben, totkranke Mitglieder kann er noch weniger aber bezahlen. Wer weiß, wovon Sie krank waren. Vielleicht die Nacht vorher zu wenig geschlafen?" höhnte Herr Mosenbach.

Der Schauspielerin, einer, wie schon erwähnt, noch jungen Kraft, stieg die Schamröte ins Gesicht. „Aber," stammelte sie, „das macht noch immer keine Differenz von fast 12 Mark."

„Nein, Sie erlauben, daß ich weiter rechne. Eine Mark Strafe trifft Sie für Zuspätkommen in der Probe zu „Komtesse Guckerl" —"

„Aber ich bitte Sie, es handelte sich da um eine viertel Minute —"

„Waren Sie zu Ihrem Auftritt da? Nein! Also reden Sie nicht. Zum Donnerwetter, ich habe mehr zu tun! Eine weitere Mark geht ab für ungebührliches Lachen in der Vorstellung vom „Sommernachtstraum", eine weitere als Beitrag für die Genossenschaft. So, jetzt haben Sie quittiert, nun nehmen Sie Ihr Geld oder lassen Sie's auch liegen, ganz nach Wunsch. Weiter —!"

Fräulein Freyschmidt verließ tränenden Auges das Bureau.

„Herr Reckentin," fuhr der Sekretär fort, „darf ich freundlichst bitten?"

Die letzten Worte waren an den Heldenbariton gerichtet, jenen Sänger, dessen Stimmittel Kapellmeister Heberlein Herrn Stolzenberg auf der Soiree beim Kommerzienrat Rebentisch als „Viechstimme" bezeichnet hatte.

Herr Reckentin war ebenso groß und kräftig, wie auch aufbrausenden Temperaments, und, als Halbgebildeter, mit Tätlichkeiten gern bei der Hand, wenn ihn jemand reizte. Dieser Umstand stimmte Herrn Mosenbach zur Höflichkeit.

„Es tut mir ja sehr leid, Herr Reckentin, Ihnen heut für Versäumnis der letzten „Holländer"-Probe —"

„Doch nicht etwa einen Abzug machen zu wollen?" eiferte Reckentin. „Gnade Euch Gott, wenn Ihr das versucht. Wozu brauche ich eine „Holländer"-Probe? Habe die Partie neunundneunzigmal gesungen."

„Ja, aber des Gastes wegen, verehrter Herr Reckentin."

„Ach Quatsch, was geht der Gast mich an? Holt Euch nicht zu jeder Wiederholung eine andere „Senta". Schweinezucht hier an der Schmiere!"

Herr Mosenbach kramte verlegen in seinem Tresor herum.

„Also her mal meine dreihundert Mark," fuhr Reckentin fort, „sonst bin ich heut abend vor Aerger krank und sage den „Heiling" ab, verstanden?"

Mit den inständigsten Beteuerungen, daß er ja nichts dafür könne, zog Herr Mosenbach dem Sänger nur die Agentenprovision und eine übliche Steuer für die Bühnen-Genossenschaft ab, dann rief er nach Frau Hagelsberg, der Salondame des Schauspiels, mit der er einst sehr intim gestanden, sich seit kurzem aber zwecks beiderseitiger Veränderung auseinandergesetzt hatte.

Sehr kühl war die Begegnung dieser beiden, deren weiblicher Teil noch vor vier Wochen behauptet hatte, nicht ohne Mosenbach — „leben" zu können. Er war nämlich stets in Bezug auf Vorschüsse und sonstige materielle Hilfe ein treu sorgender Freund gewesen, jetzt aber hatte sich in Frau Hagelsberg, einer schönen Witfrau von dreiunddreißig Jahren, die große Leidenschaft erregt, die vierte ihres Lebens. Ein siebenundzwanzigjähriger Mediziner war's diesmal, der es ihr angetan. — Herr Mosenbach aber wollte noch prüfen, ehe er sich auf's neue „ewig" band.

Unter mancherlei Monita ging, nachdem Frau Hagelsberg ihr Geld glatt empfangen hatte, das Auszahlungsgeschäft weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Leitartikel. In dem Artikel heißt es unter anderen groben Ausfällen auf die Partei, daß es den Mitgliedern der P. P. S. gleichgültig sein könnte, ob ein Mitglied der sozialdemokratischen Partei Deutschlands oder ein Nationalpole in den Reichstag käme. Auf alle Fälle aber hätten die Mitglieder der P. P. S. sich der Stimme zu enthalten und kein Mitglied der sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu wählen.

Verworfene Revision. Das Reichsgericht hat am Sonnabend ein auf zwei Monate Gefängnis lautendes Urteil der Erfurter Strafkammer gegen Genossen Redakteur Petzold wegen Gendarmenbeleidigung durch Verwerfung der Revision bestätigt. Genosse Petzold hatte nachweisen können, daß er am Erscheinungstage der angeblich die Beleidigung enthaltenden Notiz nicht in der Redaktion beschäftigt war, da er auswärts einen Gerichtstermin wahrnehmen mußte. Der Metteur der Zeitung erklärte außerdem, daß angeordnet war, den Namen des Genossen Petzold als verantwortlicher Redakteur aus dem Blatt herauszunehmen, welche Anordnung aber aus Versehen nicht ausgeführt wurde. Trotzdem war die Verurteilung erfolgt.

Gewerkschaftsbewegung.

Zum Stettiner Hafenarbeiterstreik. In einer Flugschrift des Stettiner Spediteurvereins wird der Wunsch zum Ausdruck gebracht, daß die nächste Zeit hoffentlich Gewißheit bringen würde, ob der Kampf noch weiter geführt wird. Die Kaufmannschaft, die sich gegen die ungeheuren Mehrausgaben für die Gebühren wendete, scheint nun durchgesetzt zu haben, daß auch der Magistrat andere Maßnahmen unternehmen muß. Er verspricht, daß vom Montag, dem 3. November ab der volle Verkehr wieder aufgenommen wird. Wenn Hesberg — wie verlautet — mit seiner Kolonne abzieht, sind die verbleibenden Arbeitswilligen keineswegs in der Lage, auch nur entfernt die Arbeit bewältigen zu können. Jeder Mensch fragt sich, wie der Magistrat den Verkehr aufrecht erhalten will. Im letzten Augenblick, als man sah, daß die Streikenden doch nicht bedingungslos zurückkehrten, verpflichtete man Hesberg bis Mittwoch, den 5. November, daß er neue Leute senden soll, denn 70 seiner Mannen rückten am Sonnabend ab. In der Nacht zum 2. November wurden 28 neue Rausreißer polnischer Nationalität nach hier geschleppt, Männer, Burschen und Mädchen. Der Lohn für die Männer beträgt 2,90 Mk., bei genügender Leistung 3 Mk., für die jungen Leute 1,20 Mk. und die Mädchen 90 Pfg. — Eine Anzahl Streikender sind wieder wegen Belästigung von Arbeitswilligen abgeurteilt worden; sie erhielten Geldstrafen von 30 bis 40 Mk.

Soziales.

Eiserner Terror und gesellschaftliche Ächtung wird den vom 1. Januar 1914 ab in Breslau amtierenden Ärzten angekündigt, die ohne die Forderungen des Leipziger Verbandes erfüllt zu haben, mit den Krankenkassen Frieden schlossen. In der „Schlesischen Zeitung, die sich zum Sprachrohr der Ärzte gemacht hat, heißt es nämlich in einem Aufsatz, der die neuen Ärzte diskreditieren soll: „Es kommt aber weiter hinzu, daß sie selbstverständlich von den einheimischen Ärzten außerhalb allen kollegialen Verkehrs werden gestellt werden; daß dieser Abbruch der Standesbeziehungen nicht allein von den praktischen Ärzten, sondern auch von den Leitern und Ärzten der königlichen Kliniken, der städtischen und anderen Anstalten, der Poliklinken usw. ausgesprochen und daß auch die Teilnahme an wissenschaftlichen Sitzungen, klinischen Veranstaltungen u. a. ihnen verwehrt werden wird. Daraus folgt, daß auch gemeinsame Beratungen ihrer Kranken unter Zuziehung unserer ärztlichen Autoritäten ihnen nicht bewilligt werden dürfen und sie demnach in der Ausübung ihres ärztlichen Berufes zum Nachteil ihrer Patienten in mannigfacher Weise beschränkt sind. Wie weit ferner die von ihnen überwiesenen Kranken in einer Anzahl von Krankenhäusern entweder überhaupt nicht oder nur unter erschwerten Bedingungen Aufnahme finden werden, läßt sich zurzeit noch nicht beurteilen." — Es wird also der rücksichtsloseste Terror angekündigt, nicht nur gegen die Ärzte, sondern auch gegen die von ihnen behandelten gänzlich unbeteiligten Kranken. Angekündigt in dem freikonservativen Scharfmacherblatt, das das ganze Jahr hindurch wie besessen nach Schutz der Arbeitswilligen und Bestrafung des Terrors schreit! Daß sich Krankenhäuser und Königliche Kliniken in den Dienst dieses Terrors stellen, wird hier für ganz selbstverständlich und berechtigt gehalten, sozusagen als Pflicht der staatlichen und städtischen Behörden betrachtet!

Krankenkassenwahl in Elberfeld. Bei den Krankenkassen-Vertreterwahlen in Elberfeld wurden für die freien Gewerkschaften 6468, für die Christlichen und Gelben 3145 Stimmen abgegeben. Es erhalten demnach die freien Gewerkschaften 42, die Christlichen und Gelben zusammen 18 Vertreter. Bei einer Gesamtzahl von 90 Vertretern haben die freien Gewerkschaften also die bisherige Mehrheit verloren. Das Resultat ist nicht befriedigend, nicht einmal 30 Prozent der Versicherten haben ihr Wahlrecht ausgeübt. — Bei den Ausschußwahlen der Arbeitgeber stimmten die freien Gewerkschaften für die Liste der vereinigten Arbeitgeber, um die Ärzteliste zu Fall zu bringen. Die erstere Liste erzielte 28 Vertreter, während auf die Ärzteliste nur 2 Vertreter entfielen.

Aus dem Gerichtssaal.

Eine Bestie in Menschengestalt. Das Schwurgericht in Ratibor verurteilte die 24jährige Häuslerstochter Pauline Zimmer aus Nesselwitz im Kreise Kosel zum Tode. Sie hatte im August d. J. ihre Stiefmutter durch Hammerschläge getötet, die Leiche mit Petroleum begossen und sie dann in den Backofen gesteckt und verbrannt.

Ein Mörder von den Geschworenen freigesprochen. Der Forstreferendar v. Knoblauch, der vor längerer Zeit den Angestellten eines Spediteurs, mit dem er in Wortwechsel geraten war, niederschoß, wurde in einer zweiten Schwurgerichtsverhandlung, die sich mit dem Mord zu beschäftigen hatte, freigesprochen. Nach dem Gutachten der Sachverständigen ist der Mörder geisteskrank. Der Staatsanwalt versicherte, auch wenn ein Freispruch erfolge, würde er dafür sorgen, daß Knoblauch den Saal nicht als freier Mann verlasse, er werde dann als Geisteskranker der Polizei übergeben. Nach ganz kurzer Beratung erkannten die Geschworenen auf Nichtschuldig. Der Mörder mußte deshalb freigesprochen werden, wurde aber in Sicherungshaft genommen. Vor kurzem ist er entmündigt worden.

Aus Nah und Fern.

Im Pumpenschacht erstickt. Ein entsetzlicher Unglücksfall hat sich im städtischen Wasserwerk zu Kosten in Posen ereignet. Der Betriebsleiter Gustav Schröder war mit einem Angestellten namens Kusmenek am Freitag abend zu Ausbesserungsarbeiten in den Pumpenschacht hinabgestiegen. Als am Sonnabend in aller Frühe Frau Schröder erwachte und ihren Mann nicht daheim fand, eilte sie nach der Wohnung Kusmeneks, um diesen nach dem Verbleib ihres Mannes zu fragen. Da sie auch hier niemand zu Hause antraf, setzte sie die Behörde in Kenntnis. Mit einem Rauchschutzapparat stiegen Mannschaften den Schacht hinab, dem starker Gasgeruch entströmte. Auf der Schachtsohle fand man die Leichen der beiden Männer. Sie hatten den Schacht, um der Erstickungsgefahr zu entgehen, mit Leitern verlassen wollen, aber unterwegs die Kräfte verloren und waren in den sicheren Tod hinabgeglitten. Beide waren verheiratet und Vater mehrerer Kinder.

Automobilunglück. Im Wald bei Breitenbach in Thüringen prallte das Automobil des Arztes Dr. Friedrich aus Zeitz gegen einen Baum. Der Chauffeur war sofort tot, der Arzt wurde schwer verwundet.

Ein Karlsruher Rechtsanwalt verschwunden. Seit Ende voriger Woche wird in Karlsruhe der dort ansässige Rechtsanwalt Dr. Karl Lorenz vermißt. Der Verschwundene war u. a. Testamentsvollstrecker des im Jahre 1910 verstorbenen Professors an der Kunstakademie Ernst Schurth, in dessen Nachlaß jetzt etwa 800 000 Mk. fehlen sollen. Professor Schurth, eine in Karlsruhe sehr bekannte Persönlichkeit, hatte in seinem Testament außer Liegenschaften auch etwa 115 000 Mark seiner Heimatgemeinde Neustadt im Schwarzwalde vermacht, von denen die Ortschaft nur etwa ein Drittel erhalten hat. Das Verschwinden von Dr. Lorenz erregt in Karlsruhe großes Aufsehen und bildet dort das Tagesgespräch.

Kindesmord im Pfarrhause. Eine Skandalaffäre schlimmster Art erregt in ganz Oberitalien Aufsehen. In Sambuco bei Pistoja wurden der zweiunddreißig Jahre alte Pfarrer Rubens und seine 22jährige Köchin verhaftet. Der Priester steht im Verdacht, den neugeborenen Knaben der Köchin mit deren Einwilligung mit Petroleum begossen und verbrannt zu haben. Die entrüstete Bevölkerung von Sambuco umlagert das Gefängnis und will die Schuldigen lynchen.

Ein guter Fang. Nach langen Bemühungen ist es der Kriminalpolizei gelungen, den Verfertiger glänzend nachgemachter 20-Mark-Scheine in der Person des 40jährigen Stubenmalers Preuß in Tempelhof zu verhaften. Die Reichsbank hatte eine Belohnung von 3000 Mk. auf die Ergreifung des Fälschers ausgesetzt. In der Wohnung des Preuß wurden sämtliche Fabrikationsutensilien gefunden und beschlagnahmt; sie weisen geradezu geniale Einrichtungen auf.

Im Kampfe mit Räubern. Der Inhaber der Gebäckfabrik Ziembeicki in Krakau wurde in seiner Wohnung von drei Banditen überfallen und nach heftiger Gegenwehr erschossen. Herbeigeeilte Polizisten und Arbeiter wurden von den Banditen mit Revolverschüssen empfangen, wobei acht Personen tödlich, mehrere andere leichter verletzt wurden. Es gelang den Banditen, zu entkommen.

Zugzusammenstoß auf der Strecke Paris—Nizza. Gestern mitternacht verbreitete sich in Paris die Nachricht von einem furchtbaren Eisenbahnunglück auf der Strecke Paris—Nizza. Der Schnellzug nach Nizza, der abends Paris verläßt, ist auf dem Bahnhof von Melun mit einem anderen Zuge zusammengestoßen. Die ersten Nachrichten sprechen von fünfzig Toten. Nähere Einzelheiten fehlen noch.

Ein schwerer Straßenbahnunfall hat sich in einem Vorort von Toulon ereignet. Infolge eines mißverstandenen Signals stießen zwei in voller Fahrt befindliche Straßenbahnwagen aneinander. Der Anprall war so heftig, daß beide Wagen vollkommen in Trümmer gingen. Fünfzehn Passagiere erlitten schwere Verletzungen und mußten ins Hospital gebracht werden. Zwei von ihnen sind bereits ihren Wunden erlegen, mehrere andere schweben noch in Lebensgefahr.

Dreitägiger Schiffsbrand auf hoher See. Der Dampfer „Elfie" der Danziger Reederei Behnke u. Sieg, der Sonntag mit einer Kohlenladung aus Südengland in den Hafen von Neufahrwasser einlief, ist einer schweren Gefahr entronnen. Das Schiff geriet unterwegs auf hoher See in Brand. Vor drei Tagen wurde das Feuer infolge der sich entwickelnden Kohlengase bemerkt, aber alle Löschversuche blieben erfolglos. Der Kapitän versuchte deshalb, das Schiff in beschleunigter Fahrt in den Hafen zu bringen. Dies gelang ihm auch. Das Maschinenpersonal konnte jedoch während der gefährlichen dreitägigen Fahrt auf dem brennenden Dampfer seinen Dienst nur so versehen, daß es in ganz kurzen Abständen abgelöst wurde. Im Hafen von Neufahrwasser wurde sogleich die Feuerwehr zur Hilfe herangezogen, und es gelang ihr, den Brand im Laufe des Vormittags zu löschen.

Ein General unter Mordverdacht. Eine geheimnisvolle Angelegenheit bildet in Madrid den Gesprächsstoff. Auf Grund eines Verhaftsbefehls des Untersuchungsrichters wurde der Inspektor des militärischen Gesundheitsdienstes, General Bernadette Guijerro, der in einem Alter von 66 Jahren steht, verhaftet. Am vergangenen Montag fand man im Aborte seiner Wohnung die Leiche eines Kellners namens Imbrego auf. Bei der Leichenschau wurde festgestellt, daß zwischen dem Kellner und einem Unbekannten, dem wahrscheinlichen Mörder, ein Kampf stattgefunden habe. Daraufhin wurden die Frau und das Dienstmädchen Imbregos verhaftet. Trotzdem wurde jetzt auch der General Guijerro, der bei dem Kellner in Pension war, verhaftet, da die Polizei glaubt, daß der General bei der Ermordung des Kellners beteiligt gewesen ist oder sonst in einer noch zu ermittelnden Weise die Hand in der dunklen Angelegenheit im Spiele hat.

Zusammenstoß eines Dampfers mit einem Eisberg. Bei der Durchfahrt durch die Belle Isle Straits ist, wie ein Telegramm meldet, ein britischer Dampfer der Manchester-Dampfergesellschaft mit einem Eisberg zusammengestoßen. Über den Unfall sind bisher nur spärliche Nachrichten eingetroffen, doch glaubt der Direktor der Gesellschaft, daß er ungefährdet St. John auf Neufundland erreichen wird, wohin er sofort nach dem Unfall umkehrte. Das Schiff hat nur wenig Passagiere und 40 Mann Besatzung an Bord. Die ganze Dampferroute ist in dicken Nebel gehüllt.

Im brennenden Bergwerk erstickt. In Rio Tinto (Spanien) sind fünf englische und zwei spanische Werkführer erstickt, als sie in den brennenden Schacht San Dionisio niedergestiegen waren.

Eisenbahnkatastrophe. Aus Rio de Janeiro wird gemeldet: Bei dem Zusammenstoß zweier Schnellzüge der Nogyana-Eisenbahn sind etwa 50 Personen getötet worden. Zahlreiche Verletzte wurden nach Sao Paulo gebracht.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.

Verkauf lebender Fisch
vom Boot aus
am Donnerstag, dem 6. November
vormittags von 8 Uhr ab an der
8317 **Eutiner Brücke.**

V. u. A.
Freitag, den 7. November
abends 8½ Uhr,
im „Gewerkschaftshaus"

Verband d. Gemeinde- und Staatsarbeiter.
Filiale Lübeck.

Nachruf.
Am Montag, dem 3. November starb nach längerem Leiden unser Kollege
Carl Krebs
im Alter von 63 Jahren.
Ehre seinem Andenken!
Die Beerdigung findet am Donnerstag, dem 6. November, morgens 9½ Uhr, von der Kapelle Burgtor aus statt.
8319 **Der Vorstand.**

Gut möbliertes Zimmer zu vermieten.
8316) Arendsbornstraße 13, part.

Wirtschaft 8300
mit Saal im großen Dorf nahe bei Lübeck f. d. sehr billigen Preis von 17000 Mk. zu verk. Auszahlung 2—3000 Mk. Brandkasse 14000 Mk.
Johs. Fischborn, Härstr. 30, pt.

Sofa, Bettstelle m. Matr. billig zu verk. (8317) Lang. Lohberg 53.

Ein Posten gekoch. **Kartoffeln,** 10 Pfd. 25 Pfg. Eisengrube 12.

Ich nehme hiermit die über Frau **Insten** ausgesprochenen beleidigenden Behauptungen mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück. (8319
Hermann Edler.

Plakate
betr.
Verordnung des Medizinalamts vom 11. Juli 1910 bezügl. Feilhalten von Nahrungs- und Genußmitteln
sind zum Preise von 30 Pfg. per Stück zu haben in der
Buchdruckerei d. Lüb. Volksb.

(1481

Carl Folkers
Möbelmagazin
25 Marlesgrube 25.
Vollst. Wohnungseinrichtungen.
Selbstgefertigte Arbeiten.
Größte Auswahl.
1) Billigste Preise.
Weitgehendste Garantie.
Zimmereinricht. stets vorrätig.
Lieferung frei Haus
auf eigenem Möbelwagen.
: Teilzahlung gestattet :
Bei Barzahlung Rabatt.
Gebe rote Lubeca-Rabattmarken.

Visitkarten
— ff. Elfenbeinkarton —
100 Stück von Mk. 1.— an
liefert
Die Buchdruckerei des
Lübecker Volksboten :
Johannisstraße 46.

Mont Everest (8882 Meter), um 900 Meter. Die Gesamtdifferenz zwischen dem höchsten und tiefsten Punkt der Erdoberfläche beträgt also 18 662 Meter. Die bis jetzt gefundenen größten Meerestiefen befinden sich sämtlich im Stillen Ozean. An zweiter Stelle steht die Nero-Tiefe (9633 Meter), die 1895 südöstlich von Genua entdeckt wurde. An dritter und vierter zwei im Dezember 1895 im Osten der Kermadec-Inseln gefundene Stellen von 9427 und 9412 Meter Tiefe. Es folgt sodann eine im gleichen Jahre entdeckte 9184 Meter tiefe Stelle im Osten der Tonga-Inseln, eine 1910 entdeckte 9140 Meter tiefe Stelle im Westen von Bougainville und endlich die schon oben erwähnte Tuscarora-Tiefe, die 8513 Meter mißt. Im Atlantischen Ozean ist die tiefste Stelle die von Porto Rico (8341 Meter), im Indischen Ozean ein 7000 Meter tiefer Punkt bei 58 Grad südlicher Breite und 36 Grad östlicher Länge. Von den Europa umgebenden Randmeeren hat das Weiße Meer mit 350 Meter die geringste Tiefe. Dagegen finden wir im Golf von Biscaya bei seiner Oeffnung in den Ozean die bedeutende Tiefe von 4754 Meter. Das Mittelmeer hat seine tiefste Stelle 100 Kilometer südwestlich vom Cap Metapan (Griechenland) mit 4400 Meter. Im Adriatischen Meer beträgt die größte Tiefe 1645 Meter, im Schwarzen Meer 2244 Meter. Sehr flach sind im allgemeinen Nord- und Ostsee. Die Nordsee erreicht ihre größte Tiefe, „Norwegischer Graben" genannt, mit 809 Meter bei Norwegen am Skagerak. Die Ostsee ist nur an vier Stellen mehr als 200 Meter tief. Zwischen Stockholm und Gotland befindet sich eine über 463 Meter tiefe Stelle. Das Lot fand bei der einzigen bis jetzt dort veranstalteten Messung in dieser Tiefe noch keinen Grund. Merkwürdigerweise wissen wir also über die Tiefenverhältnisse dieses bekannten Meeres weniger Bescheid als über die der fernsten Meere.

Die Verdaulichkeit der Käse.

Der Käse zählt bekanntlich zu den nährstoffreichsten und auch relativ billigsten Nahrungsmitteln. Seiner ausgedehnten Verwendung steht leider noch das Vorurteil im Wege, daß der Käse schwer verdaulich sei. Wie in den „Blättern für Volksgesundheitspflege" näher erläutert wird, ist diese Annahme unrichtig. Schweizerkäse, Holländer Käse, Tilsiter Käse und verwandte Arten werden schwer verdaulich allein durch die unzweckmäßige Art des Essens und wenn man Käse in großen Stücken verschluckt. Käse verlangt ein ebenso genügendes Kauen, wie andere Nahrungsmittel und, wenn man ihn als Käsebrei in den Magen bringt und harte Käsesorten, wie Kräuterkäse und Parmesankäse, zu Streumasse verreibt, so wird er auch im schwächsten Magen gut vertragen und gut ausgenutzt. Am leichsten verdaulich ist der einfache Magerkäse, dem man durch Verrühren mit Sahne, Butter oder Gelbei auch hohen Fettgehalt beifügen kann, durch reichlichen Zusatz von Zucker sogar zu einer Speise verarbeiten kann, welche mit dem zugefügten Fett allen Anforderungen an ein Nahrungsmittel entspricht. Die Italiener nehmen geriebenen Käse auch zu Suppen und geriebenen Käse kann man auch als Zutat zu gebratenen Kartoffeln, gekochten Reis und andere mehlhaltigen Speisen verwenden. Scharf präparierte Käse, sehr fette Käse, welche durch die bereits in Fäulnis übergegangenen Eiweißstoffe mancherlei Reize in den Magen bringen, sind weniger empfehlenswert und verlangen einen sehr guten Magen.

Ein technisches Wagestück

versuchen jetzt wieder einmal die Amerikaner bei der Verlegung eines viergleisigen Tunnels unter den Harlem-Fluß bei Neuyork. Der ganze Tunnel wird rund 350 Meter lang sein; er wird aus fünf etwa 70 Meter langen Abschnitten hergestellt, von denen jeder aus vier genieteten eisernen, etwas abgeflachten Röhren von 5,8 Meter größtem Durchmesser gebildet wird. Diese werden nebeneinander in einen vorher gebaggerten Kanal verlegt und durch eine Betonumhüllung zusammengehalten. Es ist natürlich ausgeschlossen, die Betonhülle vor dem Versenken anzubringen, weil sie bei der Arbeit brechen und das Gewicht so ungeheuer groß würde, daß die vorhandenen Hilfsmittel zum Versenken nicht ausreichen würden. Die Eisenkonstruktion des ersten Tunnelabschnittes wiegt bereits 650 Tonnen. Sie wurde in der Nähe des Ufers fertiggestellt, bis zu der Versenkstelle eingeschwommen und 18 Meter tief unter den Wasserspiegel versenkt. Die Arbeit ging glücklich vonstatten. Erst wenn sämtliche Abschnitte liegen, wird die Betonumhüllung angebracht werden.

Ein Theaterzettel vor 150 Jahren.

Das städtische Museum zu Braunschweig bewahrt einen Theaterzettel aus dem Jahre 1763 auf, der als Schlußbemerkung folgenden Satz wörtlich enthält: „B. B. Bekwemlichkeit des Publikumss ist angeorden tas die erste Reihe sich hinterlegt, die zwende Reihe knieth, die drüdde sitzt, die vührde steht, so könnens Alle sehen. Das Lachen ist Verboten, weils ein Trauerspiel isst."

Heiteres.

Stechen Sie den Mann nieder!

Ging da vor Darmstadts Toren — ganz unverfroren — eine Oberlehrer spazoren, — der einen Knaben, — wie wir gelesen haben — in der „Frankfurter Zeitung", — hatte als Begleitung. — Der Herr Oberlehrer — als ein Verehrer — der Zivilisten und Krieger, — die sich hervortun als Flieger, — sah da draußen — einige Flugzeuge sausen — und ist ganz harmlos, — die Gegend war ja vollkommen gendarmlos — und keine Tafeln drohten — mit Paragraphen und Verboten, — in der Richtung auf die kühnen Piloten — mit jenem Jungen — feldeinwärts gesprungen. — Plötzlich stand er vor dem Flugschuppen — der dortigen Flugtruppen — und gleich ward er auch — nach militärischem Brauch — von einem Posten arretiert — und weggeführt. — Da er nun gern hätt' gewußt, — warum er in Arrest gemußt, — da er doch gar nichts Böses getan, — sprach er sodann — als höflicher Mann — einen Herrn Hauptmann an. — Aber der Herr geriet in Wut — und mit zornigem Mut — schrie er an den Soldaten: — Stecken Sie den Inkulpaten — ins Schilderhaus, — und will er heraus, — rührt er die Glieder, — pariert er nicht ganz bieder — und wehrt sich dawider, — stechen Sie den Mann nieder!" — Bumm! — Mit Gebrumm — dreht er sich um! — Warum? —

War der Herr Oberlehrer — denn ein so schwerer — wüster Verbrecher, — Uebeltäter und Schächer? — Ist es für einen Mann in Zivil — denn ein frevles Spiel — oder ein Verbrechen, — einen Herrn Hauptmann anzusprechen? — Trotz der immensen Höh'n, — auf denen die Herrn Hauptleute steh'n — in unseren Armeen, — trotz dem Glanz, den so einer entsendet, — daß es nur so blendet, — wird er doch nicht geschändet, — wenn sich ein Oberlehrer an ihn wendet, der im Schilderhaus interniert wird — und nicht weiß, warum er arretiert wird! — Nehmen wir einmal an, — es hätte der Mann wirklich Unrecht getan, — als er den Flugplatz beschritten, — auch dann muß ich bitten: — Durften ihn die Herrn — gleich ins Schilderhaus sperr'n? — Und wär' er, als ihn das betroffen, — wirklich davongeloffen, — war das ein Grund, — ihn niederzustechen wie einen Hund? — Und wäre das vor dem geduldigen — Michel etwa zu entschuldigen — mit Disziplinarinteressen, — die man nie dürfe vergessen, — und solchen Finessen? — Ist im Lande der Denker und Dichter — schon jeder Hauptmann ein kompetenter Richter, — dem die Gewalt ist gegeben — über Tod und Leben? — Geht man so schneidig um — mit dem deutschen Bürgertum — und heuer gar — in dem Jubeljahr — wo wir eine Milliarde braune Lappen — noch extra für die Armee berappen, — so daß wir vor Steuern kaum mehr schnappen?! — Das geht doch wieder — über alle Bohnenlieder — dies: Stechen Sie den Mann nieder! — Und die Frage erlaubt man — sich: Was kriegt der Herr Hauptmann — für diese Heldentat — zur Belohnung vom Staat? — Kriegt er eine Medaille — in Gold und Emaille — oder mehr oder minder — schnell einen Zylinder? — Oder wird er jetzt vor — der Zeit Major?!

Pips in der „Jugend".

* * *

Kindermund.

Tante Amanda hat ein Muttermal auf der Wange. Bubi betrachtet es schon eine Weile mit Aufmerksamkeit.

Plötzlich fragt er: „Du, Tante, läutet's dann, wenn man darauf drückt?"

*

Kürzlich übe ich mit meinen Abc-Schützen den Buchstaben i ein. Wie ich so einem Knirps über die Schulter sehe, bemerke ich, daß er schon eine halbe Seite gemacht hat, nur hat er das Tipfele nirgends darauf.

Wie ich ihn darauf aufmerksam mache, daß der Buchstabe so nicht vollständig ist, steht er auf, stemmt die Hände in die Hüften und sagt:

„Ja kaschd (kannst) jetzt net warte?"

Gut überlegt. „Sie gehen wohl nur auf eine gute Partie aus, Herr Mayer?" — „Ja, ich heirate nur direkt ins Auto hinein!"

Durchschaut. Frau (zum spät heimkehrenden Gatten): „Entschuldige dich nicht, du hast gewußt, daß du heut' so lange ausbleiben würdest. Warum hast du denn den Ausklopfer versteckt?"

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co.
Sämtlich in Lübeck.

Unterhaltungsblatt
des Lübecker Volksboten.

Nr. 44. Mittwoch, den 5. November 1913.

Ein Begräbnis.

Von Otto Ernst.

Nun war es aus für immer. Der kleine Fritz war soeben gestorben. Zehn Jahre war er alt geworden und hatte noch vor drei Tagen auf der Straße Schlagball gespielt. Es war draußen sehr heiß und trocken gewesen und ehe man sich dessen versah, hatte Fritz große weiße Flecken im Halse bekommen. Bei der Diphtheritis entscheidet eine Stunde über Leben und Tod. Als der Arzt kam, war es zu spät, und der Armenarzt kam oft zu spät. Er war der Meinung, daß die Welt übervölkert sei, und zwar namentlich von Armen. Er hatte auch aristokratische Nerven, und in den Wohnungen der Armen riecht es oft nicht gut. Nun lag Fritz da und starrte mit seinen toten, verglasten Augen die Decke der kleinen Dachkammer an. Er hatte trotzig mit dem Tode gekämpft und sein abgemagerter Körper hatte sich im Todeskampf ganz verdreht. Die Backen und die Lippen waren blau geworden.

Es mußte wohl eine arme Frau sein, die an dem elenden Bette kauerte. Sie hatte auf dem Bodenvorplatz gewaschen und war herzugeeilt, um ihr einziges Kind sterben zu sehen. Es kam ihr in diesem Augenblick kein Gedanke daran, ob sie auch Zeit habe, so lange ihre Arbeit im Stich zu lassen und vor der Leiche des Kleinen zu hocken, wenn sie etwas verdienen wolle. Der Knabe war mit alten Kleidungsstücken zugedeckt und lag auf dem einzigen Bette, das die Witwe besaß und das sie bisher mit Fritz geteilt hatte. Es war wohl eine Bettdecke da, aber die Federn drin waren alt und schlecht und hatten sich in den Ecken des Inletts zusammengeballt wie Bleiklumpen. Als Kopfunterlage diente ein Seegrasskissen. Die Bettstelle war überall vom Wurm zerfressen. Die wenigen Möbel, die das Zimmer füllten, waren rechte Möbelleichen; aus ihren Ritzen und Fugen quoll Moderduft; sie hatten eigentlich längst die Jahre der Brauchbarkeit hinter sich. Aber sie schienen Mitleid mit der Armut zu haben und sich deshalb mit unendlicher Geduld und mit übermäßiger Kraftanstrengung auf den krummen Füßen zu halten. Einer von den Stühlen war sogar gepolstert; aber der Ueberzug war vor kurzem gesprungen und aus der Oeffnung quoll das Eingeweide des Sitzes hervor.

Es war ein brennendheller Sommertag. Um den Kranken vor der dreisten Tageshelle zu schützen, hatte die Mutter quer vor das einzige Fenster einen großen Lappen von einem alten zerrissenen Roulcau gehängt. Der Lappen war mit zweien seiner zahlreichen Löcher über zwei in den Fensterrahmen geschlagene Nägel gehängt. Oben blieb noch eine Scheibe frei, die zersprungen und mit einem großen Stück gelben Papiers überklebt war. Die Scheibe neu einsetzen zu lassen kostete gerade so viel, wie die Mutter an einem Tage verdiente.

Ein hübscher, starker Knabe war es gewesen, ganz seinem Vater ähnlich, der während seiner Lebzeiten Erdarbeiten verrichtete und zur Erholung sehr viel getrunken hatte. Die Mutter hatte in dem Knaben das Ebenbild ihres Mannes heranwachsen sehen, des Mannes, der ihr als Gatte manche glückliche Stunde, als Ernährer aber viel mehr Sorge bereitet hatte. Aber Fritz wäre kein Trinker geworden, das hatte sie sich oft im stillen gesagt, wenn sie am Waschtrog stand und der Knabe auf der Bodentreppe oder tief unter dem offenen Fenster auf der Straße lärmte und sich tummelte. Wie der Knabe von Tag zu Tag heiterer und kräftiger sich entwickelte, so gedieh immer stärker eine selige Hoffnung in ihrer Brust. Sie malte sich mit lachendem Herzen den Augenblick aus, der ihr die schließliche Gewißheit bringen werde, daß Fritz kein Trinker geworden sei — nein! Ein ordentlicher Mensch, nur an Schönheit, Kraft und Gutmütigkeit dem Vater gleichend. Ungestüm war der Knabe freilich gewesen. Sie hatte vom Morgen bis zum Abend unter schwerer Arbeit ächzen müssen und hatte so oft der hilfreichen Hand bedurft. Da fielen dem Jungen allerlei häusliche und mädchenhafte Arbeiten zu, die ihn auf das äußerste langweilten. Sein Kinderegoismus kannte kein Gewissen und er entschlüpfte, so oft er konnte. Die Mutter saß dann allein vor aller Arbeit und gerade die kleinen Verrichtungen, die der „große Schlingel" wohl hätte erledigen können, hielten sie bei jeder Gelegenheit auf, störten sie und machten sie heftig und verbittert. Das Leben hatte sie ohnehin reizbar gemacht. Da lag der Junge, den sie oft hatte schelten und an den Ohren zausen müssen, dem sie manchmal vorgehalten hatte, daß er einmal einen Taugenichts abgeben werde, wenn er nicht arbeiten wolle, und über dem sie jetzt mit zuckendem Herzen zusammengebrochen war, den sie immer wieder von neuem mit Tränen netzte und mit Küssen bedeckte . . . .

Als sie sich ein wenig erholt hatte, dachte sie an das Begräbnis. Freilich, das besorgte die Armenkommission. Aber vor ihrem Geiste stand ein empörendes, abscheuliches Phantom: der flache Sarg. Särge pflegen sonst gewölbte Deckel zu haben, mit schwarzer Farbe bestrichen und mit flimmerndem Steinkohlenstaub beworfen zu werden. Am Kopfende glänzt gewöhnlich ein blankes Schild mit einem gravierten Namen. Bei den Armen ist das anders. Sie erhalten eine einfache, schwarz angestrichene Kiste mit flachem Deckel. „Nasendrücker" nennt der grausame Volkswitz diese Schragen, weil sie den Eindruck machen, als könnte der Kopf des Toten unter dem Deckel nicht wohl genügenden Raum haben und müßte sich der Holzersparnis wegen einen kleinen Druck gefallen lassen.

Was soll man sagen? Die Armenpflege und die fatalen Schulen verschlingen ungeheure Summen. Es wird nachgerade unerträglich. Man muß sparen, und zwei Bretter mehr oder weniger ist schon ein Unterschied. Zudem — warum sollen Vermögens- und Rangsunterschiede vor dem Tode mit einemmal schwinden? Diese Unterschiede bestehen nun einmal und sind eine Notwendigkeit; wenn sie verwischt würden, so müßte das Leben jeden Reiz verlieren. Und es ist nur noch der kurze Weg zum Friedhof, der letzte auf dieser Erde — vor Gott sind wir dann alle gleich!

In einem „Nasendrücker" sollte ihr Fritz begraben werden — ein eisiger Schauer durchrieselte die Mutter. Arme Frauen sind meistens nicht zimperlich und gewöhnlich finden sie sich gern bereit, Tote zu waschen und anzukleiden, wenn sie Brot damit verdienen können. Auch Fritzens Mutter war nicht empfindsam; Tote und Begräbnisse hatte sie genug gesehen. Aber wenn sie gesehen hatte, wie einer „für arm" begraben wurde, im flachen, mit einem schwarzen Tuche überdeckten Sarge, von vier Arbeitsleuten durch das Halbdunkel des Spätnachmittags in flottem Marschtempo fortgeschleppt — dann war ihr der Tod ganz anders als sonst erschienen, als etwas Unsäglich-Schauderhaftes und Widerwärtiges, und sie hatte sich wohl fröstelnd zu der Nachbarin gewendet und mit einem verunglückten Lächeln gemurmelt: „So stopfen sie uns auch einmal weg."

Sie kam über das abscheuliche Phantasiebild nicht hinweg. Sie kniete wieder vor dem Bett, und als sie den Knaben aufs neue küßte und ihre Wange weinend auf die seine preßte, fühlte sie es recht tief, daß für ihn ein solches Begräbnis nicht gut genug sei und daß sie ihrem verlorenen Liebling noch eine Liebe tun müsse. Sie hatte mehrere Nächte bei einer Kranken gewacht und im ganzen einen Taler verdient. Der Taler hatte manche Stunde Schlaf gekostet; jetzt lag er als seltener Schatz tief versteckt in einer Schublade der alten wackeligen Kommode. Mit ihm konnte sie wohl etwas ausrichten.

Sie ging auf das Ortsbureau, zu dem Beamten, der das monatliche Armengeld auszahlte und überhaupt die Angelegenheiten mit den Armen zu regeln hatte. Armut macht schüchtern, und diese Schüchternheit zeigt sich besonders vor den großen, grün überzogenen Bureautischen, den Aktenständern, Schreibpulten und bebrillten Beamten. Diese waren meistens sehr grob und man wagte nichts zu erwidern, gerade wie man nichts sagen mochte, wenn der Pfarrer so naseweis

nach allerlei Dingen fragte, die er der Seelsorge wegen gar nicht zu wissen brauchte. Man sorgte, daß man so bald als möglich aus einem solchen Amtszimmer wieder herauskam.

Der Beamte war gerade dabei, ein Schinkenbrötchen und ein Glas Milch zu genießen. Mit vollen Backen fragte er die Frau:

„Was wünschen Sie?"

Die Mutter zitterte von schüchterner Beklemmung, während sie sprach:

„Mein kleiner Fritz ist gestorben . . . . und nun möchte ich nicht gern, daß er so wie sonst begraben wird . . . so . . . im flachen Sarg . . . und ich wollte die Herren bitten, ob Sie meinem Fritz . . . nicht einen andern Sarg machen lassen wollten; was er mehr kostet, will ich wohl selbst bezahlen."

Das letzte hatte sie mit einer gewissen freudigen Hast ausgesprochen, wie um einer abschlägigen Antwort vorzubeugen.

„Nö, liebe Frau, das geht nicht", ließ sich der Beamte vernehmen. „Entweder die Armenkommission läßt das Kind begraben, nicht wahr? Oder sie läßt es nicht begraben. Wenn Sie übrigens Geld haben, dann können Sie ja allein das Kind beerdigen lassen."

„Nein, dazu habe ich nicht Geld genug", stieß die Frau bestürzt hervor.

„Na also . . . . dann will ich Ihnen einen guten Rat geben. Behalten Sie Ihr Geld und kaufen Sie sich etwas zu essen dafür, das ist vernünftiger. Die Kommission kann sich auf solche Wünsche nicht einlassen! Wohin sollte das führen?"

„Können Sie denn nicht ein bißchen dafür tun, Herr?" fragte die Witwe. „Es ist schrecklich, wenn er in dem Armensarg begraben werden muß."

„Ach, was sollte es wohl!" entgegnete der Beamte jetzt etwas sanfter, weil er einsehen mochte, daß er bis dahin ein wenig brutal gewesen war. „Darüber trösten Sie sich nur. Die anderen werden ja ebenso begraben. Sehen Sie, liebe Frau, wenn wir tot sind, ist alles einerlei. Wenn ich tot bin, können die Leute mit mir machen, was sie wollen; meinetwegen können sie mich in 'n Sack stecken", beliebte der Mann scherzend zu sagen. „Und Ihrem Kleinen ist es auch egal, verlassen Sie sich darauf. Er hat das Leben hinter sich und schläft in dem einen Sarg so gut wie in dem anderen, und der liebe Gott wird trotzdem über ihn wachen, wenn er auch für arm begraben ist. Sie können Ihr Geld besser brauchen. Wenn Sie aber dennoch anders wollen — wie gesagt —, dann müssen Sie alles bezahlen; einen anderen Bescheid kann ich Ihnen nicht geben."

Die Mutter wagte noch etwas zu murmeln und zu bitten; aber der Beamte hatte sich schon wieder seinem Frühstück zugewendet und sah kauend zum Fenster hinaus.

Sie schlich zögernd zur Tür, als könne ihre Bitte doch noch von ungefähr Gewährung finden; aber die Gewährung kam nicht. Die Frau ging hinaus und drückte die Tür langsam hinter sich ins Schloß.

„Diese Leute haben doch mitunter merkwürdige Ideen", sagte der Armengeldauszahler zu einem in demselben Zimmer beschäftigten Kollegen. „Können vor Hunger nicht in Schlaf kommen und wollen, wenn's ans Beerdigen geht, noch Aufwand machen! Komisch!"

Der Kollege fand es auch sonderbar und wunderte sich.

Die Frau mußte in der Tat seltsame Ideen hegen. Sie stieg, sich am Geländer haltend, die Treppe hinab und trocknete sich mit der Schürze die Tränen ab. Die Schauer des Schmerzes stürzten ihr immer von neuem vom Herzen zu den Augen hinauf. Hätte sie nur noch standhafter gebeten! Aber es wäre doch nutzlos gewesen. Das Bitten war auch so schwer, wenn man so kalt-gemütlich angelassen wurde. Die kleine Leiche mußte doch in die flache Kiste hinein.

Wann werden die Armen Sparsamkeit lernen! Eine benachbarte Freundin der Mutter, eine Armenhäuslerin, hatte ihre kümmerlich ersparten fünf Groschen in einem hübschen Kranz für den kleinen Fritz angelegt. Es war ja Sommer und die Blumen waren billig. Und die Mutter selbst hatte einen bedeutenden Bruchteil ihres Talers vergeudet, um allerlei Zierat für den Sarg des blassen Lieblings zu kaufen. Auch ein kleines hölzernes Kreuz mit Inschrift hatte sie besorgt; den Namen hatte ein Anstreicher mit weißer Farbe darauf gemalt und dabei in dem Worte „Fritz" das „t" vergessen. Es war eigentlich eine armselige Pracht, aber es sah doch alles sehr hübsch aus, wenn man bedachte, daß die Armut einen tiefen Schmerz darin aussprach. Die Rosen unter den Blumen sahen sogar prächtig und vornehm aus und durchströmten die Kammer mit einem heiligen Sonntagsduft. Nachdem die Mutter einen letzten Abschied genommen, schraubten die zur Beerdigung bestellten Männer den Sarg zu und trugen ihn fort. Die Mutter folgte in einiger Entfernung.

Es war sechs Uhr abends. Während der ersten Hälfte des Nachmittags zeigt der Friedhof ein belebtes, fast freundliches Bild. Da wandeln ruhig Trauernde um die Gräber Dahingeschiedener und eine wechselvolle Reihe neugieriger Besucher erwartet plaudernd einen neuen Ankömmling auf dem stillen Felde der Verwesung. Aber nach und nach verlaufen sich die Gäste. In der Reige des Tages kommen die einsamen Särge der Armen. Die Leichen darin schämen sich vor der gaffenden Menge und versinken gern geräuschlos unter die Erde. Der Schall des Vaterunsers an ihrem Grabe schlägt nur an die modernden Kreuze des Armenwinkels und streicht verhallend über die Halme des öden Grasfeldes hin.

Wie häßlich diese Träger eilten; sie konnte kaum mitkommen! Ihre Phantasie malte sich aus, wie ihr kleiner Fritz heftig hin und her geschüttelt wurde und sich an der Wand des Sarges den Kopf stieß. Und unaufhörlich schwatzten die Männer. Ob keiner unter ihnen einmal an sie dachte

— — — — — — — — — —

Der Sarg wurde hinabgesenkt. Der Totengräber, die vier Träger und die Mutter standen an der Grube. Der Totengräber faltete die Hände und betete plappernd:

„Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name; zu uns komme dein Reich. Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. Unser täglich Brot gib uns heute. Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern. Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel; denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen. — Gottes Friede ruhe über den Gebeinen des entschlafenen Kindes. Er erleuchte es durch seine Gnade und Liebe und gebe ihm und uns allen dereinst eine fröhliche Auferstehung und die ewige Seligkeit! Amen."

„Verdammter Schmutz hier nach dem Regen!" murmelte der würdige Mann einem Friedhofsarbeiter fast noch im selben Atem zu. Er spuckte kräftig dabei aus. „Muß man hier noch so spät herumpatschen, und die Geschichte ist noch nicht aus; es kommt noch eine Leiche."

Unterdessen hatten die vier Männer eiligst ein bißchen Erde auf den Sarg geworfen. Dann entfernten sie sich mit dem Totengräber, um den andern Toten zu holen.

An der dunklen Grube sank das Weib zu Boden. Eng umschlossen die aufsteigenden Abendnebel das Grab und die Mutter. Es war ein wunderbares Heiligtum, in dem sie kniete; tief einsam und voll erhabener Ruhe lag es mitten in der Welt. Aus den feuchten Halmen quoll ein frischer Andachtshauch. Das Sonnenlicht floß in breiten Strömen durch den Nebel. Rot übergossen lag das Grasfeld da. Am Grabe ihres Kindes predigte eine dürre, kauernde Gestalt das strahlende Evangelium: Die Liebe höret nimmer auf!

Steh ich in finstrer Mitternacht.

Eine romantische Sache, das Postenstehen zu nachtschlafender Zeit — für Kriegervereinsseelen, versteht sich. Die gröhlen noch ein Dutzend Jahre später, wenn sie vom Kegelabend heimwärts schwanken:

Steh ich in finstrer Mitternacht
so einsam auf der stillen Wacht . . .

Sonst ist es minder romantisch, zwei geschlagene Stunden auf einer Linie von vier Meter Länge nachts auf- und abzulaufen, immer auf und ab, an irgend einem Schuppen draußen in der Heide, der voll wertlosen Gerümpels steckt, immer auf und ab, vier Meter hin, vier Meter her. Gott, wenn der Vollmond leuchtet, kann man ja seinen eigenen Schatten beobachten, wie er mit auf und ab läuft, wenn's dunkel ist wie in einem Sack, geht's mit dem Zeitvertreib schon schwerer. Man hört die Uhren von fernher schlagen, Viertel, Halb, Dreiviertel — eine Ewigkeit jede Viertelstunde! Und vollständig sinnlos steht man da, die paar Balken in der Bude zu stehlen, daran denkt keine Seele, der Exerzierplatz wird über Nacht auch nicht weggetragen . . . verdammt, Dreiviertel erst, noch nicht eine Stunde herum! Und wieder auf und ab . . . Und die Müdigkeit lähmt Glied um Glied, wie Blei steckt's in den Beinen, gestern Uebungsmarsch, die Nacht ließen einen die Wanzen nicht schlafen . . . oder der „heilige Geist" kam zu einem Kameraden, große Prügelszene . . . und immer auf und ab, auf und ab . . . Gott sei Dank, zwölf jetzt von den Türmen! Eine Stunde noch! Aber die Müdigkeit, die Müdigkeit . . . immer auf und ab! Die Beine wollen schier nicht mehr . . . ein wenig muß man sich anlehnen, die Ronde kommt nun doch nicht mehr . . . also hinein ins Schilderhaus, Gewehr in die Ecke . . . ah, tut das wohl! . . . und der Kopf sinkt auf die Brust.

Am nächsten Tag aber die trockene Notiz in den Tageszeitungen:

Selbstmord auf Wachtposten. Aus Furcht vor Strafe hat heute morgen der Obergefreite Rudolf Schimmelpfennig von der 7. Batterie des Spandauer Gardefußartillerieregiments Selbstmord verübt. Er befand sich auf dem Artillerieübungsplatz in der Pionierstraße zu Spandau auf Wachtposten und wurde von dem revidierenden Offizier schlafend vorgefunden. Der Offizier ordnete seine sofortige Ablösung an. Als der neue Posten aufzog, lag der Obergefreite tot am Boden. Er hatte sich mit seinem Dienstgewehr erschossen.

Fertig, ab! Erledigt! Aber welche Tragik! Wer sonst „aus Furcht vor Strafe" zur Waffe greift, hat Hinreichendes auf dem Kerbholz: Wechselfälschung, Millionenunterschlagung, Giftmordversuch an der eigenen Frau, Verkehr mit Kindern unter 14 Jahren! Das ist freilich beim Zivil nur so. Beim Militär genügt's, daß ein armer Kerl, der todmüde ist, sich auf ein paar Minuten nachgibt, einschläft, und das todeswürdige Verbrechen ist fertig, „vierzehn Tage schwarz" setzt es mindestens . . . und die Schikanen dann . . . und die Gefreitenknöpfe sind auch flöten. Und die Furcht wirrt dem Schlaftrunkenen die Sinne, und er setzt die Mündung des Laufes an die Schläfe . . .

Es lebe der Militarismus!

Allerlei Winke für Berichterstatter.

Im Zeitungswesen gibt es keine Schablone, denn jeder Tag, so schreibt Wilhelm Piepekohl im 5. Tausend seines Büchleins „Der gute Schriftführer und Berichterstatter" (für 60 Pfg. durch alle Parteibuchhandlungen und Kolporteure zu beziehen), bringt Neues, kein Vorfall gleicht dem andern, und in jedem Orte sind die Verhältnisse verschieden. Begebenheiten und Dinge, die in der Stadt kaum beachtet werden, haben für den Dörfler vielleicht hohen Wert. So überflüssig es ohne Zweifel ist, wenn aus dem Stadtparlament berichtet wird, daß die Gemeinde 20 Quadratmeter Besitztum für 80 bis 100 Mark verkauft hat, oder daß die Turmuhr für 31,20 Mark repariert wurde, so wichtig können solche Nachrichten dem Bewohner des Dörfchens sein. Hier fällt auch das Sümmchen ins Gewicht, das in der Stadt keine Rolle spielt. Vorfälle, über die man in der Stadt mit einem überlegenen Lächeln hinweggeht, haben für den Landbewohner oft hohes Interesse. Ein Berichterstatter muß auch das bedenken, und sollte nicht schmälen, wenn er aus seinem Bericht gestrichen sieht, was er unter einem andern Ortsnamen lesen kann.

Recht unverantwortlich würde der Berichterstatter auch handeln, wenn er sich etwa sagen wollte: „Ach was, wenn der Bericht nicht stimmt, mögen Behörden oder Unternehmer der Zeitung eine „Berichtigung" schicken." Solche „Zwangsbeiträge" sind für keine Zeitung eine Zierde, und wenn die Angaben der Berichtigung zutreffend sind, für den Berichterstatter sehr — unangenehm. Hatte der Berichterstatter Mißstände in öffentlichen oder privaten Betrieben zur Sprache gebracht, und es stellte sich heraus, daß diese Kritik unzutreffend war, so richtet ein solches Vorgehen dauernden Schaden an. Denn nur wenige Behörden und Unternehmer gibt es, die so abgebrüht sind, daß sie einer öffentlichen Rüge ihrer Betriebe ganz gleichgültig gegenüberstehen. Erscheint eine Kritik in der Zeitung, so geht es in der Regel an ein Untersuchen und Vernehmen der Dinge und Menschen. Trifft die Kritik ins Schwarze, erfolgt meistens in irgendeiner Art Abhilfe, und der Zeitungsmann freut sich, wenn er davon erfährt.

Haben sich aber die Angegriffenen einigemal überzeugt, daß die Berichte ganz falsch sind, oder daß Unwesentliches aufgebauscht und in ein ungünstiges Licht gestellt wurde, so werden sie solchen Kritiken nur noch sehr bedingten Wert beimessen und sie zum Schlusse gar nicht mehr beachten. Die Arbeit des Berichterstatters ist vergeblich, die Zeitung hat ihr Ansehen verloren, und es bedarf erst jahrelanger Arbeit, es zurückzugewinnen. Daß es nicht nötig ist, muß eine stete Sorge des guten Berichterstatters sein.

Eine weitverbreitete Meinung ist es auch, daß die Zeitung eine Art „Mädchen für alles" sei. Wenn sich zwei Nachbarn nach langer Freundschaft gründlich verkracht haben, geht einer zu dem Berichterstatter und ersucht ihn, diese interessante Sache doch unbedingt in die Zeitung zu bringen. Die Schlechtigkeit und Gemeinheit des H. sei geradezu himmelschreiend, während er ganz unschuldig sei und nie auch nur der bekannten Fliege etwas zuleide getan habe.

Nicht viel anders steht es oft bei Beschwerden über Lehrer und Beamte. An die richtige Stelle zu gehen und dem Schulleiter oder dem Magistratsdezernenten Mitteilung über wirkliche und vermeintliche Uebergriffe zu machen, dazu haben die Ankläger oft nicht den Mut. Der Berichterstatter und die Zeitung aber, die nur auf die Aussagen der einen Seite ihre Ansicht gründen können, sollen für sie die Kastanien aus dem Feuer holen. Solchen Leuten muß begreiflich gemacht werden, daß es Aufgabe der Zeitung ist, die in Schutz zu nehmen und deren Sachen zu führen, die ihr zweifelloses Recht nicht finden können, daß sie aber nicht jedem Leisetreter den Rücken decken will.

In allen Fällen, die dem Berichterstatter zweifelhaft erscheinen, soll er die Leute auf den Weg der Anzeige und der Klage verweisen. Zu den Gerichtsverhandlungen kann die Zeitung, wenn es sich um wichtige Sachen handelt, einen besonderen Berichterstatter entsenden, und dann auf Grund des Urteils oder der im Prozeß zutage getretenen Tatsachen auf festem Grund vorgegangen werden.

Menschliches Verstehen und Begreifen ziert den Berichterstatter besonders schön. Wenn ein Polizeibeamter oder ein Nachtwächter oder eine ehrbare konservative oder nationalliberale Staatsstütze einmal einen über den Durst getrunken hat und etwas schwankend durch die Straßen des Dorfes oder der Stadt pendelte, so sollte das allein ihm nicht Veranlassung geben, es an die große Glocke der Oeffentlichkeit zu hängen. Und auch eine kleine Bierbankrauferei in einem gegnerischen Verein braucht nicht aufgebauscht zu werden mit dem Motto: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!" Wir sind allzumal Sünder und bedürfen der Splitterrichterei nicht, um unserer Sache zu dienen.

Für unsere Frauen.

Milchkontrolle und Tuberkulose der Kinder.

Wie Dr. Stiles im „Brit. med. Journ." mitteilt, läßt die Milchkontrolle in Edinburg und anderen Städten Schottlands viel zu wünschen übrig. Interessant ist nun, daß 25 % der Kinder Darmtuberkulose aufweisen. Ferner zeigten von 67 Kindern mit Knochen- und Gelenktuberkulose 61 % den Rindertuberkelbazillus und nur 34 % den Menschentuberkelbazillus. Von 72 Kindern mit Halsdrüsentuberkulose hatten sogar 90 % den Rindertuberkelbazillus. Da bei 68 von den 72 erkrankten Kindern in der Familie keine Lungentuberkulose vorhanden war, so konnte die Ansteckung nur durch die rohe Milch erfolgt sein. Ein Beweis dafür, wie wichtig eine genügende Milchkontrolle für die Gesundheit unserer Kinder ist. Sie läßt auch in Deutschland noch viel zu wünschen übrig.

Kleines Feuilleton.

Ueber die größten Meerestiefen

finden wir interessante Angaben in einem Artikel von Dr. Hennig in der „Umschau". Die bis jetzt bekannte größte Tiefe wurde im vorigen Jahre von dem Vermessungsschiff der deutschen Marine, „Planet" (nach dem sie den Namen „Planet-Tiefe" erhielt), in der Nähe der Philippinen im Stillen Ozean entdeckt. Das Lot wickelte sich an dieser Stelle bis zu der ungeheuren Länge von 9780 Metern ab. Bis zum Jahre 1899 galt die 1874 entdeckte Tuscarora-Tiefe, die bei 44 Grad nördlicher Breite und 152 Grad östlicher Länge im Stillen Ozean mit 8513 Meter gelotet wurde, als der tiefste Punkt des Meeresbodens. Seitdem sind bereits fünf Stellen gefunden worden, die mehr als 9000 Meter tief sind. Dabei ist man heute unsicherer als damals, ob man die wirklich tiefste Stelle auch schon entdeckt hat, da die bis jetzt gefundenen größten Tiefen ziemlich weit auseinander liegen. Die Kenntnis der Meerestiefen hat nicht nur ein geographisches Interesse, sondern besitzt auch praktischen Wert. Bei der Legung von Kabeln ist es von Wichtigkeit, allzu tiefe Stellen, besonders in der Nähe der Küsten, zu vermeiden, weil dadurch die benötigte Kabellänge wächst und die Kosten größer werden. Im Jahre 1818 hatte der Polarforscher John Ruß in der Baffinsbai zum ersten Male einige Meerestiefen loten lassen. Doch herrschten noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ganz abenteuerliche Vorstellungen über die wirklichen Tiefenmaße der Meere. Man nahm an, daß z. B. der Atlantische Ozean im Durchschnitt 14 bis 15 Kilometer tief sei, während in Wirklichkeit seine tiefste Stelle nur 8341 Meter mißt. Man war daher beim Legen des ersten Kabels Mitte der über Jahre angenehm enttäuscht, als man fand, daß der Boden des Ozeans ein geradezu ideales „Telegraphenplateau" darstellte, das nur an zwei Stellen Tiefen von über 4000 Meter aufwies. Heute ist der Meeresboden in seinen Abmessungen ziemlich bekannt. Man weiß, daß er im Durchschnitt tiefer unter dem Meeresspiegel liegt, als das Land sich über denselben erhebt. Auch übertrifft die größte Tiefe, die Planet-Tiefe (9780 Meter) die höchste Erhebung, den